



## **Bilder aus der deutschen Vergangenheit**

Aus neuer Zeit - 1700 - 1848

**Freytag, Gustav**

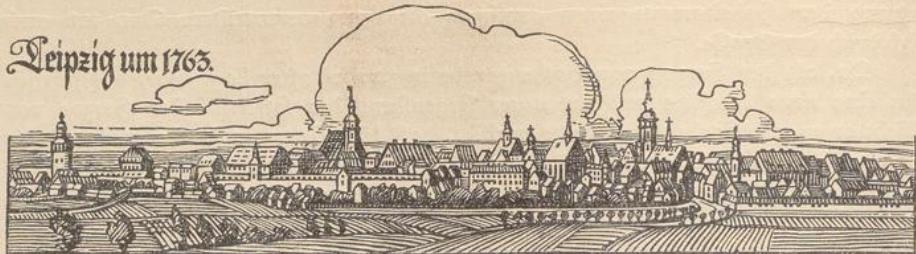
**Leipzig, [ca. 1924]**

III. Es wird Licht. Wandlung des Menschengeistes durch den Bücherdruck.  
Befestigung der Eindrücke. Mathematische Lehrzweige und  
Naturwissenschaften. Das Recht. Die Philosophie und ihre Stellung zur ...

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79658](https://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:hbz:466:1-79658)

Leipzig um 1763.



### III. Es wird Licht.

Aus den deutschen Städten, auf der Grenzscheide zwischen zünftiger Arbeit und freier Erfindung, war die Kunst des Bücherdrucks in die Welt gekommen, der grösste Erwerb des Menschengeschlechts nach Entdeckung der Buchstabschrift. Denn seit der Geist eines Mannes in Holz und Leder eingeschnürt zu gleicher Zeit auf tausend Straßen über die Erde ziehen konnte, hatte eine Entfaltung der Menschenkraft in Kirche und Staat, in Wissenschaft und Handwerk begonnen, nicht nur mächtiger, mannigfacher, reicher, auch grundverschieden von dem stillen Grübeln der Vergangenheit. Seitdem wurde in Jahrhunderten eine Wandlung der Völker hervorgebracht, welche sonst in Jahrtausenden nicht möglich gewesen war. Jeder einzelne wird mit seinen Zeitgenossen, jedes Volk mit allen anderen Kulturvölkern zu einer grossen geistigen Einheit zusammengeschlossen, erst jetzt ist ein regelmässiger Zusammenhang in der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts gesichert; der Geist des einzelnen erhält eine Erdendauer, die vielleicht Jahrtausende die Atemzüge seiner Brust überleben mag, die Seelen der einzelnen Völker aber gewinnen eine Fähigkeit, sich zu verjüngen, welche ihr Ableben nach den alten Gesetzen der Natur, wie wir hoffen dürfen, in unberechenbare Ferne hinausschiebt.

Wenige Jahrzehnte war die schwarze Kunst erfunden, da begann ein Frühlingssturm in den Seelen. Aus den Schriften der Römer verklündeten mit Entzücken die Humanisten, wieviel Schönes und Grosses in der antiken Welt gewesen war, zürnend hielten sie den Schatz edler Empfindungen, welcher aus der entfernten Vergangenheit in ihre Seelen fiel, gegen das rohe oder verderbte Leben, das sie um sich erblickten. Das heilige Buch in der Hand, stritten fromme Geistliche für das überlieferte Wort der Schrift, gegen die römische Zwingherrschaft und die gefälschten Traditionen der Kirche. Und durch tausend Bücher, die sie selbst geschrieben, erhoben sie das Gewissen der Völker zu dem grössten geistigen Kampfe, der seit dem Aufsteigen des Sternes von Bethlehem über das Menschengeschlecht gekommen war; und wieder durch tausend Bücher weihen sie nach den ersten Siegen ihrem Volke alle irdischen Verhältnisse aufs neue, die Pflichten und Rechte des Mannes, der Familie, der Obrigkeit, als die ersten Erzieher, Lehrer, Bildner der grossen Menge.

Aber nicht die Freude an alten Dichtern und Statuen, auch nicht der gewaltige Krieg, welcher jetzt um die Lehren der Kirche geführt wurde, nicht Philologen und nicht Theologen des sechzehnten Jahrhunderts haben den grössten Segen der neuen

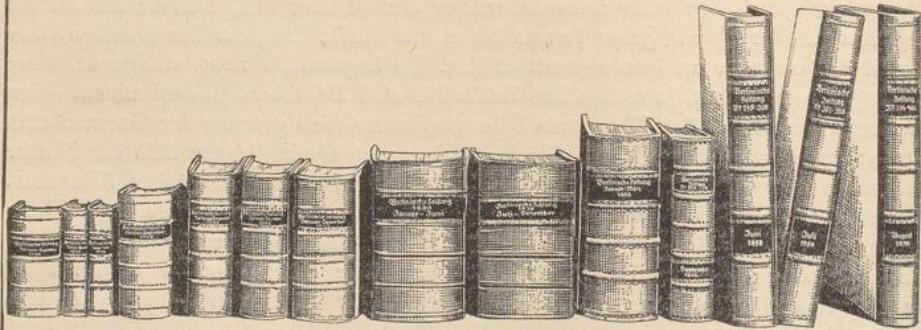
Kunst durch die Länder getragen, nicht sie allein haben die Anschauung reicher, das Urteil sicherer, Liebe und Hass größer gemacht. Das geschah durch Lettern und Holzschnitt noch auf anderem Wege, langsam, den Zeitgenossen unbemerkt, für uns staunenswert.

Der Mensch lernte allmählich anders sehen, beobachten, urteilen. Wie scharf die Sinnentätigkeit des einzelnen im Mittelalter gewesen war, die Bilder, welche aus der Außenwelt in die Seele fielen, wurden ihm zu leicht verzogen durch die hastige Tätigkeit der Phantasie, welche Träume und Ahnungen und unzeitige Vermutungen in die Beobachtung mischte. Jetzt war das deutliche schwarz auf weiß immer zur Hand, ein fester unveränderlicher Bericht über das, was bereits andere geschaut und erfahren. Jeder konnte die eigene Auffassung an der fremden, das Urteil der anderen an dem eigenen prüfen. So begann die neue, nüchterne, klare Auffassung der Welt, so wuchs das Bedürfnis und Bestreben, zu beobachten. Man sammelte die Bilder der Tiere und Pflanzen, unterschied genauer die Formen und Arten; man verzeichnete Städte, Flüsse, Gebirge und schnitt sich ein Bild der Länder in Holz; man untersuchte die Gewalten der Natur, die Zugkraft des Magnets, Dehnbarkeit der Luft, Brechung des Lichtstrahls; man erfand immer neue Werkzeuge, welche die Sinne schärfsten und ergänzten. Schnell öffneten sich dem Auge neue Welten; wie der Mensch den Weg durch die geheimnisvolle Dämmerung des Ozeans ahnend schaute, so fand er bald sichere Pfade durch die ungeheuren Räume des Äthers.

Und in der Fülle der neuen Eindrücke sucht die Seele vorsichtig einen festen Halt. Auffallend schnell und allgemein entwickelt sich die Freude am Messen und Rechnen, an der streng geordneten Entwicklung der Zahlen und Größen aus einander, an der unbedingten Sicherheit ihrer Beweise. Die Zucht und strenge Ordnung der mathematischen Wissenszweige ziehen die suchende, ungeschulte Seele mit unwiderstehlicher Gewalt an. Während das Volk nicht müde wird, den wundervoll künstlichen Bau der Nürnberger Taschenuhren zu bewundern, und sich immer wieder nach den gedruckten Büchlein Sonnenuhren an die Mauern zeichnet, findet Copernikus die Bewegung unseres Sonnensystems, beobachtet Galilei die Monde des Jupiter, erkennt Kepler kurz vor den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges die großen Gesetze des Falles und des planetarischen Umlaufs.

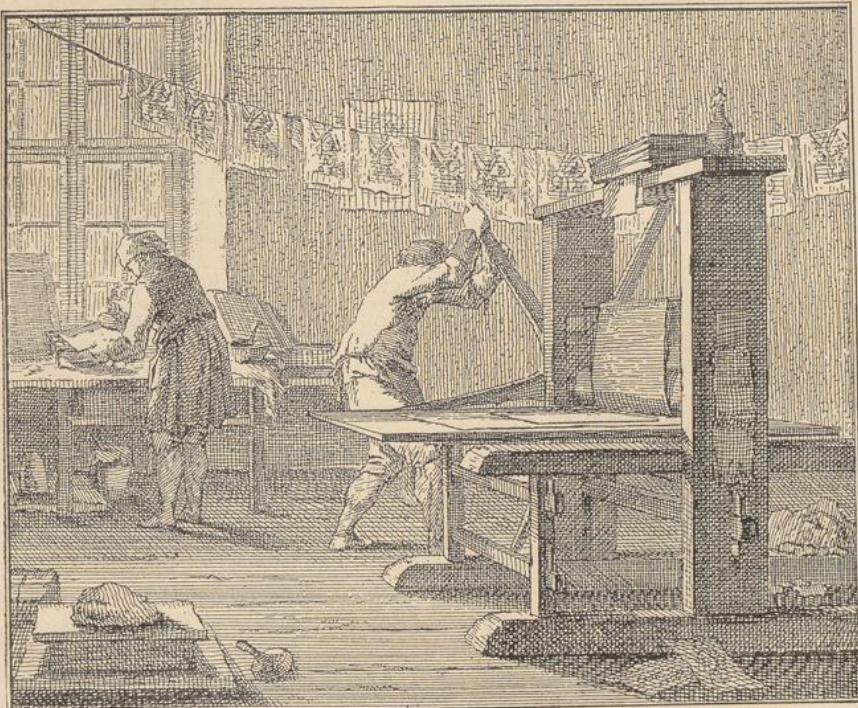
Durch zwei Jahrhunderte wurden die mathematischen Wissenschaften Grundlage des geistigen Fortschritts. Mit ihnen das Studium der Natur, welches auf Wägen und Messen, auf Scheiden und Verbinden der einzelnen Stoffe beruhte, zunächst der Astronomie die Chemie. Das Zusammengesetzte in Einheiten aufzulösen, durch Verbindung der Einheiten neue Bildungen hervorzubringen, das wurde er strebt. Nichts ist so bezeichnend für die Herrschaft dieser Richtung, als der Traum, den noch der große Leibniz hatte, sogar den Geist der Sprache, d. h. den gesamten geistigen Inhalt der Menschen, in mathematischen Formeln darzustellen und so einen neuen Weg zu schaffen, durch welchen der geistige Inhalt eines einzelnen Menschen

Ausbildung des deutschen Buchdruckwesens.



Umfangsvermehrung der „Vossischen Zeitung“, Berlin. (Die Bändereihe beginnt mit dem Kleinokta-Jahresbande 1725 und reicht bis zu einem Folio-Monatsbande 1914.)

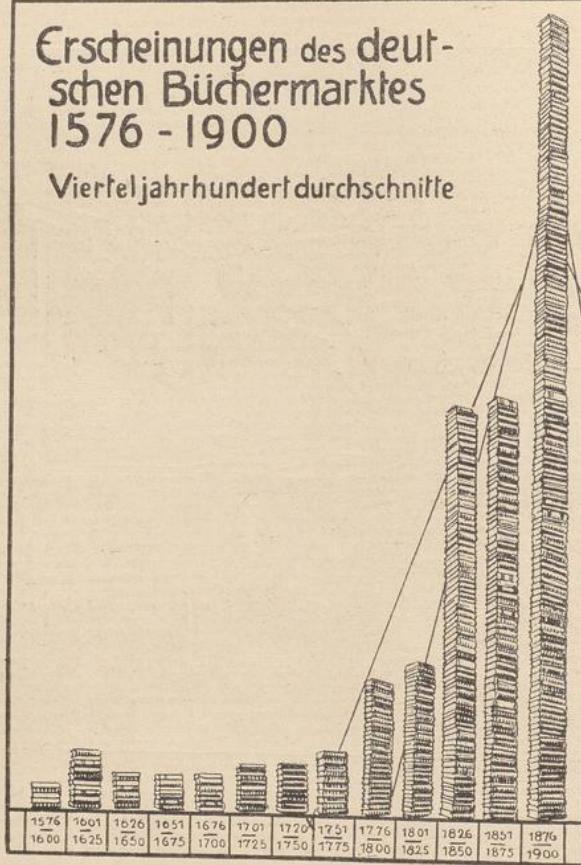
(Für den Bildschmuck wirb, den Holzschnitt verdrängend, im 17. und 18. Jahrhundert der Kupferstich herrschend, den, um 1800, das neue Steindruckverfahren ergänzt, das mit dem erneuerten Holzschnittverfahren und dem Stahlstich bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts den Vorrang behauptet, bis dann die Erfindungen der Photographie die photomechanische Reproduktionstechnik in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Entfaltung kommen lassen. Für den Buchdruck bezeichnet die Erfindung der Schnellpresse, um 1800, den Beginn des Maschinenzitalters; die schon am Ausgange des 18. Jahrhunderts beginnende Einführung des Maschinenpapiers ergänzt die Papierherstellung aus Holzstoff um die Mitte des 19. Jahrhunderts. — Aus den Anzeigen- (Intelligenz-) Blättern des 18. Jahrhunderts entwickelt sich die Zeitungsanzeige, die für immer weitere Gebiete des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens Geltung erhält. Daneben gewinnen nicht nur die selbständigen Drucksachen im amtlichen Verkehr und für die kaufmännische Tätigkeit im Werbewesen erhöhte Bedeutung, sie werden mit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch vielfach schon dem einzelnen für persönliche Lebensverhältnisse in Gelegenheitsdrucken nutzbar.)

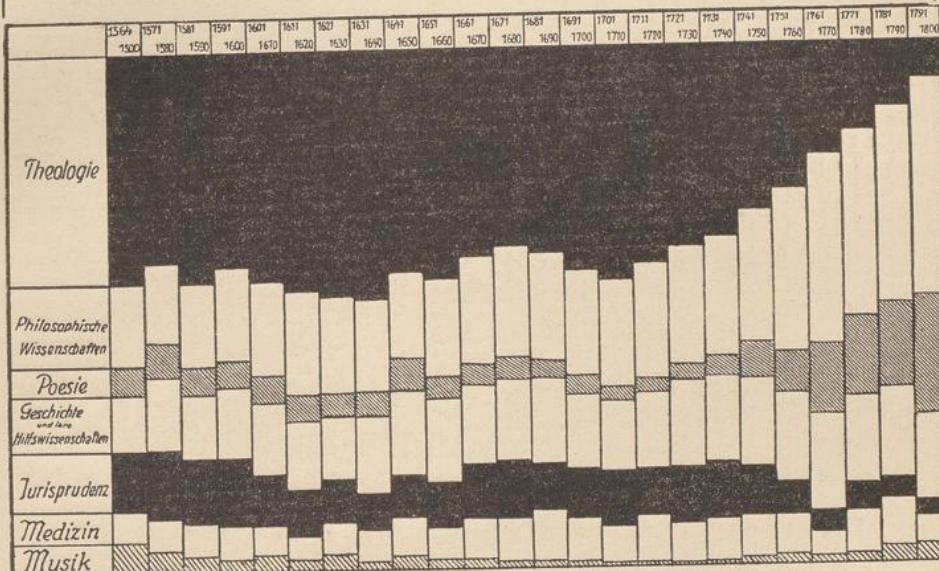


Kupferstecherwerkstatt. 18. Jahrhundert.  
(Radierung von J. W. Meil.)

Erscheinungen des deut-  
schen Büchermarktes  
1576 - 1900

Vierteljahrhundertdurchschnitte





Der Anteil der einzelnen Wissenschaftsgebiete an der deutschen Bücherproduktion.  
(Statistische Tabelle nach den Meßkatalogen von 1564—1800.)

## Anhang zu denen

Wochenlichen Frankfurter Frag- und Anzeigungs- Nachrichten worin  
nen die althier zu Frankfurt Proclamirt und Copulirte, wie auch drüben in Sach-  
senhausen getauft und beerdigte, vom 24. August bis den 31. August. 1749.  
mitgetheilet werden.

## Proclamirt und Ehelich - Aufgebottene althier in Frankfurt.

Am 13. Sonntage nach Trinitatis, den 31. August.

Joh. Philipp Pfannenstiel, und Jungf. Maria Margareta Engelin.  
Johann Georg Fuchs, Verquenmacher, und Margareta Elisabeth Linckerin/ Witib.  
Joh. Reinhard Seipal, Blumengärtner, und Juliana Maria Hellwigin.

## Copulirt und Ehelich Eingeseegnete althier in Frankfurt.

Montags den 27. ditto.

Dr. Cornelius Zimmerius, Bierbrauer, und Jungfer, Anna Christina Gaubin.  
Joh Dietterich Bernhard, Hassnermeister, und Jungfer, Catharina Margareta Nüs-  
dingerin.

Adam Höhl, Schreiner, und Jungf. Eva Landauerin.

Dienstags, den 28. ditto.

Dr. Caspar Jacob König, Becker, und Jungfer, Maria Magdalena Dinnlerin.  
Georg Friederich Grüneau, Zimmermeister, und Jungf. Magdalena Christina Hedlerin.  
Joh. Christoph Westken, Schumacher, und Jungfer, Anna Catharina Davidin.  
Joh. Jacob Krammer, Taglöchner, und Anna Sibylla Kartreiberin.

## Gerauffte hierüber in Frankfurt.

Sonnags, den 24. ditto.

Joh. Leonhard Götz, Schubmacher, eine Tochter, Juliana Veronica.

Georg Mers, Wagner, eine Tochter, Anna Catharina.

Paul Despa, Gärtner, eine Tochter, Anna Margaretha.

Joh. Conrad Götz, Constabler, eine Tochter, Elisabetha Wilhelmina Catharina.

Montags den 25. ditto.

Dr. Joh. Friederich Jancke, Handelsmann, einen Sohn, Joh. Christoph.

Dienstags den 26. ditto.

Henrich Würgan, Schumacher, einen Sohn, Peter.

Henrich Wilhelm Bernhard, Kutschler, einen Sohn, Joh. Bernhard.

Henrich Wilhelm Ditschler, Heitknecht, einen Sohn, Joachim.

Andreas Henrich, Grenadier, einen Sohn, Joh. David.

Donnerstags, den 28. ditto.

Ulrich Schleiffer, Steindecker, einen Sohn, Joh. Nicolaus.

Philipp Jacob Honecker, Kutschler, einen Sohn, Friederich.

Freitags, den 29. ditto.

S. T. Dr. Caspar Goethe, Thro Röm. Kaiserl. Majestät würtzlicher Rath,  
einen Sohn, Joh. Melissana.

Großherzoglich Sachsen-Weimarer  
wirklicher Geheimerath und  
Staatsminister  
von Goethe.

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein ge-  
liebter Schwiegervater, der Großherzogl. Sächsische wirk-  
liche Geheime - Rath und Staatsminister

**JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,**  
nach kurzem Krankseyn, am Stickfuß in Folge eines nervös  
gewordenen Katharrhalsiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche,  
schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März  
1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von POEWISCH,  
zugleich im Namen meiner drei Kinder,  
WALTHER, WOLF und ALMA von GOETHE.

Anzeige von Goethes Geburt in den „Wöchentlichen Frag- und Anzeigungs-Nachrichten“,  
Frankfurt a. M.

Besuchskarte Goethes (mit einem eigenhändigen Bleistiftvermerk: Einladung an  
J. P. Ecker. 11. Juni 1823). (Stahlstich.)

Anzeige von Goethes Tod. (Einblattdruck, der in schwarzgerändertem, mit Goethes Siegel  
in schwarzem Abdruck verschlossenem Umschlag von Ottilie von Goethe versandt wurde.)  
(Sammlung Kippenberg, Leipzig.)

und Volkes direkt, ohne Vermittlung der verschiedenen Sprachen, auf andere übergehen könne.

Unterdes waren auch die geschichtlichen Kenntnisse und die Kunde alter Sprachen in ähnlicher Weise fortgeschritten, überall ein eisiges Zählen, Messen, Zusammentragen der Einzelheiten, Auflsammeln einer ungeheuren Stoffmenge. Geschichtliche Urkunden, Diplome und alte Aufzeichnungen werden in großen Sammelwerken herausgegeben. Die Wörter und Bildungsgesetze der antiken Sprachen werden genauer beobachtet, in Grammatiken und Wörterbüchern immer zahlreicher verbunden. Über sehr viele Einzelheiten der Privataltertümer, über Hüte und Schuhe, über Sänften, Schellen und Tintenfässer der Alten werden besondere Abhandlungen geschrieben. Wo ein Zusammenfassen des Stoffes versucht wird, bleibt es ganz äußerlich.

Aber nicht die einzelnen Kenntnisse, wie gross ihr Umfang sei, befriedigen den Menschen. Das Wissen soll ihm helfen, zunächst das eigene Leben auf Erden sicher und gedeihlich zu bilden, seine Pflichten und Rechte will er dadurch festigen. Und wieder dem großen Rätsel des Lebens, dem Verhältnis zu dem Ewigen, will er durch ihre Hilfe näher kommen. Auf sich selbst und auf seinen Gott bezieht der Mensch alles, was er weiß.

Die Bürgerkriege in Frankreich, die Freiheitskämpfe der Niederländer, das dreißigjährige Elend Deutschlands und die Empörung des englischen Rechtsgefühls gegen die Stuart hatten dem Politiker und dem Privatmann eine Menge neuer Vorstellungen über das Verhältnis der Staaten zu einander, über die Stellung des Mannes im Staat in die Seele geschlagen. Wie verschieden waren die Gesetzgeber, welche das Leben jedes einzelnen leiteten: die jüdischen Priester, die Gemeinde der Apostel, die Juristenschulen des alten Rom, langobardische Könige, herrschslustige Päpste! Und neben Gesetzen, die aus vergangenen Jahrtausenden und verlebten Völkern stammten, galten Erinnerungen aus der deutschen Vorzeit: Weisstümer, Willküren, Rechtsspiegel, Ordnungen und Privilegien. Nach ihren Bestimmungen wurde dem Deutschen Haus und Hof, Weib und Kind, geerbtes und erworbenes Gut erhalten und genommen. Und gerade nach dem großen Kriege hatte sich über allem Recht der Herrenwille des einzelnen und die tyrannische Gewalt einer herzlosen Regierungsweise erhoben. In solchem Gewirre von Gesetzen, in der Unterdrückung des Rechtes durch Staatsgewalt begehrte das Gemüt des Menschen neue Stühlen. Und wie die Pietisten von der Kirche eine würdigere Auffassung menschlicher Rechte und Pflichten forderten, so begann auch der Jurist nach dem großen Kriege das natürliche Recht des Menschen dem Unrecht des gewalttätigen Staates gegenüber zu sehen, das vernünftige Recht der Staaten gegen ränkesüchtige Politiker zu verfechten. Neben den mathematischen Disziplinen und der Naturwissenschaft wurde die Rechtswissenschaft die Werkstätte, in welcher sich die Geister zu idealen Forderungen an das Leben bildeten. Aus ihnen erblühte die neue Weltweisheit.

So oft in den einzelnen Kreisen des Wissens ein neuer massenhafter Stoff zusammengetragen ist, so oft Kenntnis und Urteil nach vielen Richtungen erweitert sind, entsteht das unabsehbare Bedürfnis, die neugefundene Habe in eine innere Verbindung zu bringen. Alle höchsten und letzten Fragen des Menschen, das Verhältnis zwischen Körper und Seele, Natur und Gott, Tod und Unsterblichkeit fordern eine Antwort. Diese Antwort zu finden ist zu aller Zeit die Aufgabe der Philosophie. Aber sehr unvollkommen ist jedem Jahrhundert das Geheimnis des Lebens aufgeschlossen; was der Mensch aus Natur und Geschichte erspäht, ist unendlich wenig im Vergleich zu dem unendlichen Reichtum dessen, was ist und war. Ja, alles Leben birgt ein letztes Geheimnis in sich, das sich der menschlichen Forschung immer wieder entzieht. Durch Beobachten der äußern Erscheinung und der Zahlenverhältnisse, durch Messen der Räume und Größen, durch Zerlegen des Zusammengezogenen in einfache Stoffe, durch das Erkennen vieler einzelner Eigenschaften wird der volle Inhalt des Lebenden niemals gewonnen. Endlos ist die Arbeit der Wissenschaft, neue Seiten, neue Lebensäußerungen des Vorhandenen zu erfassen, ohne Aufhören entstehen neue Wissenszweige, jede Zeit gräbt neue Gänge nach dem großen Geheimnis, jede hat Ursache, mit freudigem Selbstgefühl auf die Vergangenheit zurückzusehen, welche soviel weniger Mittel hatte. Und deshalb hat jede Zeit das Bedürfnis, aus dem Gewinn der einzelnen Wissenschaften sowie aus den sittlichen Forderungen, welche durch das neue Wissen und Können entstanden sind, ein neues Gebäude der Philosophie aufzuführen. Immer entspricht dieser Bau dem Verständnis und den Bedürfnissen seiner Zeit. Aber jedes philosophische System ist durch die Persönlichkeit der Zeit und seiner Erbauer beschränkt, jedes wird durch neue Fortschritte und neue Bedürfnisse überwachsen. Diese Arbeit des neuen Findens und des Zusammenfassens umspannt das geistige Leben des Volkes. Je reichlicher die Vorarbeit in den einzelnen Wissenschaften war, und je edler Geist und Charakter des kombinierenden Denkers sind, welcher seiner Zeit das neue System erschafft, desto größer ist das Gefühl des Fortschritts und die begeisterte Freude der Zeitgenossen über einen idealen Inhalt, der die einzelnen aus den selbstsüchtigen Zwecken ihres Lebens heraushebt. Die Voraussetzung aller Philosophie aber ist ein ewiges Sehnen und Suchen, ein unablässiges Prüfen der gewonnenen Wahrheiten, ein unaufhörliches Abwandeln und Fortbilden der geistigen Habe. Die Bewegung ist es, welche die Wissenschaft lebendig erhält, unendlich die Arbeit, unendlich der Fortschritt, und in dieser Unendlichkeit der irdischen Arbeit liegt alles Glück, alles Leben des Menschengeschlechts und die Bürgschaft der Dauer.

Seit dem Dreißigjährigen Kriege beginnt bei den großen Kulturovölkern die systematische Darstellung der Überzeugungen, welche die Wissenschaft nach ihrem damaligen Standpunkte über Gott, die Schöpfung und Regierung der Welt geben konnte. Der Franzose Descartes, der Engländer Locke, der Holländer Spinoza, unter starkem Einfluß der Nachbarvölker die Deutschen Leibniz Thomasius, Wolf.

Sie alle, mit Ausnahme des freieren Spinoza, waren sorglich bemüht, ihre Systeme von der göttlichen Ordnung in der Natur und dem Menschengeist mit den Lehren der christlichen Theologie in Einklang zu erhalten. Allerdings brach der innere Gegensatz bei jedem von ihnen hervor.

Denn seit Descartes den Satz aufgestellt, nichts dürfe dem forschenden Menschengeist wahr und fest sein, als was ihm unwiderleglich bewiesen worden, — seitdem war es mit dem Autoritätsglauben vorbei. Freudig trat die Wissenschaft ihre neue Herrschaft an, indem sie Gott und die Welt, Seele und Leib, aber auch Pflichten und Rechte des Menschen zu erweisen suchte, als bestehend, als vernünftig und notwendig. Die sichtbare Welt wurde von grossen Mathematikern in unendlich viele Einzelheiten zerlegt, aus deren Verbindung alles Leben hervorgehe, und das Göttliche aus dem Leben des Geistes wie der Körperwelt als Ureinheit, als Weltseele begriffen. Der Gottesgelehrte aber, einst der strenge Herr der Wissenschaft — auch Luther hatte noch das Wort der Heiligen Schrift über alle Vernunft hinausgestellt —, erfand jetzt eine „natürliche“ Theologie als Bundesgenossin zu der „offenbarten“. Eifrig suchten junge Theologen in der Weltweisheit neue Stützen ihres Glaubens. Aus der Bewegung der Sterne, aus dem vulkanischen Feuer, ja, aus den Windungen der Schneckenhäuse wurde Notwendigkeit und Weisheit des Schöpfers mit vielem Behagen bewiesen. Und schon fehlen solche nicht, welche den persönlichen Gott, seinen Actus der Schöpfung und der Unsterblichkeit der Seele leugneten. Gegen solche einzelne Deisten und Atheisten erhob sich aber noch die Mehrzahl der Philosophen und die christliche Frömmigkeit des gesamten Volkes.

Die grossen deutschen Gelehrten, welche um den Aufgang des achtzehnten Jahrhunderts Führer dieser Bewegung wurden, trugen das heilige Feuer in die verschiedenen Kreise des deutschen Lebens. Leibniz, die grosse schöpferische Kraft seiner Zeit, eine wundervolle Mischung von elastischer Schmiegsamkeit und fester Ruhe, von überlegener Sicherheit und duldsungsvollem, verbindlichem Wesen, wirkte durch seine zahlreichen Monographien und seinen unendlichen Briefwechsel vorzugsweise auf die Führer der Nation und das Ausland, auf Fürsten, Stadtmänner, Gelehrte, nach allen Seiten Bahn brechend, vorausseilend, die weitesten Aussichten eröffnend. Und wieder Thomasius, geistvoll, leichtbewegt, kampflustig, beifallsbedürftig, regte auch die Gleichgültigen und Kleinen durch seine geräuschvolle Tätigkeit zu Parteien auf. Er kämpfte als der erste deutsche Journalist in der Presse mit Spott und Ernst, bald Verbündeter der Pietisten gegen die verfolgungssüchtige Orthodoxie, bald Gegner der schwärmerischen Wiedererweckten, für Duldsamkeit, reinere Sittenlehre, gegen jede Art Aberglauben und Fanatismus. Endlich der jüngere Christian Wolff, der grosse Professor, wurde ein regelrechter, klarer, nüchtern Lehrer, welcher in langjähriger, segensvoller Wirksamkeit das System zusammenschloss und die Schule gründete.

Solche Zeit, in welcher das Große, was der einzelne Mann gefunden, zahlreiche Schüler begeistert, ist eine glückliche Periode für Millionen, welche an dem

neuen Erwerb vielleicht gar keinen unmittelbaren Teil haben. Immer liegt auf der ersten Tätigkeit einer Schule etwas von der apostolischen Weihe. Was in der Seele des Lehrers sich mühsam unter innern Kämpfen herausgebildet hat, das wirkt auf die jungen Seelen als etwas Grosses, Festes, Erhebendes. Mit der Begeisterung und der Pietät verbindet sich der Drang, selbstschöpferisch den neuen Erwerb fortzubilden. Schnell erfüllen die Lehrsätze das gesamte Leben des Volkes, sie wirken nicht nur in den einzelnen Wissenschaften, auch in allen Richtungen des praktischen Geistes, auf Gesetzgebung und Staatsverwaltung, auf Hausordnung und Familienzucht, in der Werkstatt des Künstlers und Handwerkers.

Zuerst flammt das neue Licht seit 1700 in allen Wissenschaften auf. Akademien, gelehrte Zeitschriften, Preisaufgaben werden gestiftet. Durch die Führer wird die deutsche Sprache als Sprache der Wissenschaft gleichberechtigt, bald siegreich neben die lateinische gestellt, und diese glorreiche Tat wird der erste Schritt, die gesamte Nation in eine ganz neue Verbindung zu den Gelehrten zu setzen.

Aber das neue Leben dringt auch kurz nach 1700 mit unwiderstehlicher Gewalt in die Häuser, in Schreibstube und Werkstatt des Bürgers. Jeder Kreis menschlicher Tätigkeit wird prüfend durchforscht. Landwirtschaft, Handel, die Technik der Gewerbe werden in handlichen Lehrbüchern zugänglich gemacht, welche noch heute die Grundlagen unserer technologischen Literatur sind. Über Rohstoffe und ihre Verarbeitung, über Mineralien, Farben, Maschinen wird geschrieben, an vielen Orten schiessen allgemeinverständliche Zeitschriften auf, welche die neuen Entdeckungen der Naturwissenschaft für den Handwerker und Fabrikanten zu verwerten suchen. Selbst in die Hütte des armen Bauern fallen einzelne Strahlen des hellen Lichtes, auch für ihn entsteht eine kleine menschenfreundliche Literatur. Aber auch die sittliche Wirkung jedes irdischen Berufes wird dargestellt, über die Tüchtigkeit und Bedeutung des Arbeiters, des Beamten wird Erhebendes gesagt, der innige Zusammenhang der materiellen und geistigen Bedürfnisse des gesamten Volkes wird verkündet, unablässig wird auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Schlesdrian alter Bräuche zu verlassen, sich um das vorgesetzte Ausland zu kümmern, Bedürfnisse desselben und fremdes Wesen kennenzulernen. Und wieder über Tracht und Sitten wird in ganz neuer Weise geschrieben, launig, spöttisch, tadelnd, immer mit dem Wunsche, zu bilden, zu bessern. Sogar die besonderen Fehler der Stände und Berufszweige, die Schwäche der Frauen, die Roheit und Unredlichkeit der Männer werden unablässig beurteilt und gezüchtigt. Noch ungeschickt, zuweilen pedantisch und kleinlich, aber doch mit eifrigem Sinn und mit Redlichkeit.

So gerät das gesamte Privatleben der Deutschen in eine unruhige Bewegung, überall ringen neue Ideen mit alten Vorurteilen, überall sieht der Bürger um sich und in sich eine Wandlung, der er nur schwer widerstehen kann. Noch ist die Zeit arm an einzelnen grossen Erscheinungen, aber überall ist in den kleinen eine treibende Kraft erkennbar. Nur wenig Jahrzehnte, und die neue Aufklärung sollte aller Welt

zur Freude ihre Blüten tragen. Immer noch sind die Weltweisheit und die gewöhnliche Bildung vorzugsweise abhängig von Mathematik und Naturwissenschaft, aber schon beginnt seit Johann Matthias Gesner die Altertumskunde, der zweite Pol aller wissenschaftlichen Bildung, die geschichtliche Entwicklung der Völkerseelen zu begreifen. Wenige Jahre nach 1750 reist Windelmann nach Italien.

Und wie lebten die Bürger, aus deren Häusern der größte Teil unserer Denker und Erfinder, der Gelehrten und Dichter hervorging, welche die neue Bildung weiterführen sollten, kühner, schöner, freier?

Es ist eine mäßig große Stadt um 1750. Noch stehen die alten Ziegelmauern, Türme nicht nur über den Toren, auch hier und da über den Mauern. Manchem ist ein hölzernes Nördach aufgesetzt, in den stärksten sind Gefängnisse eingerichtet, andere, baufällige, die vielleicht im großen Kriege zerschossen wurden, sind abgetragen. Auch die Stadtmauer ist geflickt, vorspringende Winkel und Basteien liegen noch in Trümmern, blühender Flieder und Gartenblumen sind dahinter gepflanzt und ragen über die Steine; der Stadtgraben auf der Außenseite liegt zum Teil trocken, dann weiden wohl noch Kühe einzelner Bürger darin, oder die Tuchmacher haben ihre Rahmen mit Reihen eiserner Hälften aufgestellt und spannen friedlich die Tücher daran auf; die gewöhnlichste Farbe ist seit den Pietisten „Pfeffer und Salz“, wie man schon damals sagte, und die alte Lieblingsfarbe der Deutschen, Blau, das nicht mehr aus deutschem Maid, sondern aus dem fremden Indigo bereitet wird. Noch haben die engen Toröffnungen hölzerne Bohlentore, oft zwei hintereinander; sie werden zur Nachtzeit von der Stadtwaache geschlossen, welche dort auf Posten steht, aber erst durch Klopfer und Glocke geweckt werden muss, wenn jemand von außen Einlass begehrt. Auf der innern Seite der Stadtmauer sind zuweilen noch Bruchstücke der Holzgalerien zu sehen, in denen einst die Bogen- und Hakenschützen standen, aber nicht überall ist der Weg längs der Mauer frei, schon sind düftige Häuser und Schuppen angeleimt.

Im Innern der Stadt stehen die schmucklosen Häuser noch nicht so zahlreich wie in früheren Jahrhunderten, noch liegen einzelne wüste Stellen dazwischen, die meisten aber sind von den Wohlhabenden gekauft und in Gärten verwandelt. Vielleicht ist schon ein Kaffeegarten nach dem Muster des berühmten Leipziger angelegt, dann stehen einige Baumreihen und Bänke darin, und in der Gaststube lehnen am Verschlage des Wirtes die Gipsfeißen der Stammgäste, aber seit kurzem ist neben dem Gips der Maserkopf und der teure Meerschaum aufgekommen. In der Nähe des Hauptmarktes werden die Häuser stattlicher, nicht überall sind die alten Lauben erhalten, bedeckte Gänge, welche einst in einem großen Teile Deutschlands durch das Unterstock der Markthäuser führten, die Gehenden in der Regenzeit schützten und das Leben des Hauses mit der Straße verbanden. An dem massiven Bau des Rathauses sind die alten Pfeiler und Gewölbe durch rohen Kalkanwurf und durch Zwischenmauern verklebt, in den düstern lichtarmen Räumen des Innern hängen Spinnengewebe, erheben sich graue Mauern von Akten, lagert unendlicher Staub;



München. 18. Jahrhundert.  
(Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto. Residenzmuseum, München.)

V. S. 116



in der Ratsstube stehen die steifen Polsterstühle, mit grünem Tuch und Messingnägeln beschlagen, im erhöhten Raum, dessen Schranke die Ratsherren von den Bürgern trennt; alles schmucklos und lange nicht getüncht, alles dürftig und unschön, wie eine unfertige Einrichtung; denn in dem neuen Staate fehlt Geld und Freude, die öffentlichen Gebäude zu schmücken, sie werden vom Bürger als ein notwendiges Übel betrachtet, ohne Teilnahme, ohne jedes Selbstgefühl. Noch sehen die Häuser des Marktes zum grossen Teil mit spitzem Giebel auf die Straße, und zwischen den Häusern gießen weitvorspringende Dachrinnen ihr Wasser auf das schlechte Pflaster, das aus Feldsteinen künstlich zusammengesetzt ist. Viele Giebel haben die schöne Gliederung des germanischen Stils verloren, wer verschönern will, lässt die Dachlinie in Rokokoschnörkeln, am liebsten gradlinig bis zur Spitze laufen. Unter den Häusern stehen einzelne Kirchen oder verlassene Klostergebäude mit Strebepfeilern und Spitzbögen. Gleichgültig sieht das Volk auf diese Überreste einer Vergangenheit, mit welcher es kaum durch eine teure Erinnerung verbunden ist; für die alte Kunst ist ihm das Verständnis ganz verschwunden; wie Friedrich von Preussen das Marienburger Schloss, so zerstört überall der nüchterne, verständige, lichtfordernde Sinn die Bauten alter Zeit. Vorsorglich hat der Magistrat die leeren Räume des Klosters zu einem Pfarrhaus oder zu Schulstuben eingerichtet, Fenster ausgeschlagen, Gipsdecken gezogen; dann schauen die Knaben von ihrer lateinischen Grammatik verwundert auf die Steinrosetten und die zierliche Arbeit des Meissels aus einer Zeit, wo dergleichen Unnötiges noch gebaut wurde, und in dem verfallenen Kreuzgange, durch welchen einst Mönche ernsthaft schritten, werfen sie jetzt aus hölzernem Schlüssel ihren Brummkreisel; denn der Circitor susurrans oder Mönch ist ein Lieblingspiel dieser Zeit, das auch vornehme Herren in verkleinerter Form zuweilen in der Tasche führen.

Es ist bereits Ordnung in der Stadt, die Straßen müssen gekehrt werden; Düngerhaufen, welche fünfzig Jahre früher in ansehnlichen Mittelstädten vor den Häusern lagen, seit im Kriege die alte Sauberkeit verschwunden war, sind wieder durch Verordnungen beseitigt, welche die Räte des Landesherrn den Oberamtleuten, die Oberamtleute dem Ratskollegium zugeschickt haben. Auch der Viehstand der Stadt hat sich sehr verringert, die Schweine und Kinder, welche noch kurz vor 1700 zwischen den spielenden Kindern im Strassenschmutze sich belustigten, werden streng in Höfen und Hinterhäusern bewahrt, die Landesregierung sieht nicht gern, daß die Städter in den Ringmauern Vieh halten, denn sie hat die Torakzise eingeführt, und ein abgedankter Unteroffizier treibt sich, den Rohrstock in der Hand, in der Nähe des Tores umher, um die Karren und Körbe der Landleute zu untersuchen. So hat sich die Viehzucht in die dürftigen Vorstädte und die Vorwerke gezogen, nur in den kleinen Landstädten hilft die Akernahrung das Leben der Bürger erhalten. Auch die Sicherheitspolizei tut ihre Pflicht, auf Bettler und Vagabunden wird stark gefahndet, der Passeport ist dem anspruchslosen Reisenden unentbehrlich; Ratsdiener sind in den Straßen sichtbar und spähen in die Wirtshäuser; zur

Nacht wird wohl auch eine Brandwache in die Nähe des Rathauses gestellt, und der Türmer gibt mit Fahne und großem Sprachrohr das Notzeichen. Auch das Spritzenhaus wird in Ordnung gehalten, plumpe Feuertonnen stehen an der Seite des Rathauses unter offenem Schuppen, über ihnen hängen die eisenbeschlagenen Feuerleitern. Sogar die Nachtwächter sind ziemlich wachsam und bescheiden, sie sangen nach dem großen Kriege hier und da anzügliche Reime, so oft sie die Stunden abriefen, jetzt hat ein frommer Pfarrer darauf bestanden, daß ihnen Text und Melodie geistlich sei.

Der Handwerker arbeitet in der alten Weise fort, fast jeder steht fest in seiner Zunft, sogar die Maler sind zünftig und fertigen als Meisterstück eine Kreuzigung mit einer Anzahl vorgeschriebener Figuren. In den katholischen Landschaften leben sie von massenhafter Anfertigung der Heiligenbilder, in den protestantischen malen sie Schilder und Scheiben und die Wappen der Landesherren, welche zahlreich an öffentlichen Gebäuden, sogar über den Türen einzelner Handwerker zu sehen sind. Streng wird von der Mehrzahl der Handwerker auf alte Bräuche, am strengsten auf die Rechte der Zunft gehalten; wer nicht nach Handwerksrecht in die Zunft aufgenommen ist, der wird als Pfuscher oder Bönhase mit einem Hasse verfolgt, der ihn von der bürgerlichen Gesellschaft auszuschließen sucht. Noch wird ernsthaft vor der geöffneten Lade gehandelt, Lehrlinge angenommen, Gesellen freigesprochen, Händel geschlichtet, und die Formel „Mit Kunst“, welche jede Rede einleitet, schallt endlos bei allen Zusammenkünften der Meister und der Gesellen; aber die alten Wechselsreden und Sprüche des Mittelalters sind halb unverständlich geworden, rohe Scherze haben sich eingedrängt, und die Besseren beginnen bereits, nicht viel darauf zu geben. Ja, es fehlt nicht mehr an solchen, welche die alte Zunftverfassung für eine Last halten, weil sie ihrem Bestreben, sich zu Fabrikätigkeit zu erweitern, hartnäckig widersteht, so die großen Tuchmacher und Eisenarbeiter. Und die lustigen Jahresfeste, welche einst Freude und Stolz fast jedes einzelnen Handwerks waren, sie sind fast alle abgelebt. Die Aufzüge in Masken, eigen tümliche alte Tänze vertragen sich nicht mit der Bildung einer Zeit, in welcher der einzelne keine größere Furcht hat, als seiner Würde zu vergeben, in der von der Kanzel gepredigt wird, daß geräuschvolle weltliche Ergötzlichkeit sündhaft sei, in welcher endlich auch die gelehrten Männer der Stadt keinen zureichenden Grund für dergleichen Straßenlärm finden.

Geschieden durch Kleidung, Haartracht und Titel stehen die Studierten und Beamten als Honoratioren der Stadt über den Bürgern. Wie der Adel auf sie, blicken sie auf den Handwerker, dieser auf den Bauer herab. Auch der Kaufmann, zumal wenn er ein Stadtamt bekleidet oder Vermögen besitzt, hat unter den Honoratioren eine Stellung. In den Familien der „vornehmen“ Kaufleute, wie die ersten Häuser „ins Große“ genannt werden, und der „ansehnlichen“, wie die Besitzer großer Verkaufsläden heißen, ist eine erfreuliche Änderung des Lebens bemerkbar. Der rohe Aufwand einer früheren Zeit ist gebändigt, bessere Zucht im

Vollständiger  
mit Fleiß auffgezeichnet-prächtiger

# Muszug,

derer löblichen Handwerker, so das

# Hoch-Gericht

Der H. Röm. Reichs Kaiserl. freyen  
Wahl-Grönungs-Kauff- u. Handels-Stadt  
Frankfurt am Mayn zuständig,  
Anno 1720, zum 2tenmal renovirt, auch  
was sich daben begeben, zum Gedächtniß  
zusammen getragen und auffgezeichnet

Von einem

der mit zugesehen.



Frankfurt am Mayn,

Druckts Christian Gottfried Meyer.

ANNO 1720. den 25. May.

V S. 118



Zu  
**Frankfurt am Main,**

ist Donnerstags den 16. May 1720. das  
daselbstige Hoch-Gericht vor dem St. Gal-  
len-Thor auf hohen Obrigkeitlichen Befehl  
weilen dasselbe wandelbar befunden, durch  
den Züchtiger die Körper abgenommen,  
und dieselbe ohnweit dem Hohen-Gericht be-  
graben worden; worauf er seine Behau-  
zung quittiren müssen:

Den 17. und 18. May darauff ist auff  
hohe Verordnung zu Renovirung dieses Ho-  
hen-Gerichts benöthigte Handwerks-Leute  
Befehl ertheilt worden, den 21. May. ihren  
Marsch nach dem Hohen-Gericht zu vollen-  
ziehen, welcher dann des Morgends um 10.  
Uhr seinen Anfang genommen, und zwar  
in einer solchen schonen Ordnung, daß je-  
dermann ein sattsame Vergnügen daran  
verspüret, wie aus nachfolgendem zu er-  
sehen:

1. Das Löbl. Steindecker-Handwerk so  
im Ausmarsch den Verzug gehabt, weilen  
die-

dieselben das Bley zu erst abnehmen müssen, waren folgender Gestalt rangirt: nemlich, der Platzmeister oder lustige Harlequin marschirte vorher, denen die kleinen Knaben als Meisters-Söhne, schön geziert folgten, dann die Waldhorn- und Hautboisten, der von dem Löbl. Stein-decker-Handwerk erwehlte Capitain, als Herr Johann Adolph Krengel, Lieutenant, Herr Johann Valentin Adam, und Jähndrich, Herr Elias Haufmann, wie auch die übrigen Meister an der Zahl 28. folgten. Stein-decker-Führer 1. Adam Franciseus Edmundus Jägemann. 2. Daniel Adam. 3. Michael Dauber. 4. Philipp Jonas. Sunzma Gesellen 34.

2. Hierauf präsentirte sich das Löbliche Zimmer-Handwerk mit schön geziert-vorher gehenden kleinen Knaben allesamtlich Meisters-Söhne, denen die Waldhornist- und Hautboisten nebst vier Tambouren, erwehlten Herrn Officier, als Capitain Herr Nicolaus Marckardt, zum Jähndrich Herr Nicolaus Raiff, die übrigen Meister giengen insgesamt mit ihren Maß-Stäben vorher, an der Zahl 20. dann folgten die sämtliche Gesellschaft des Löbl. Zimmer-Handwerks, alle schön mit Bändern in den Haaren geziert, und auf der Achsel tragenden Zimmer-Aerten, an der Zahl 400.

3. und

3. und 4. tens denen die lbbliche Hand-  
wercker als Maurer und Steinmezen fol-  
geten mit schön gezieret vorhergehenden flei-  
nen Knaben, lustigem Harlequin und vor-  
trefflich blasendem Waldhornist- u. Haut-  
boisten. Die Hrn. Ober-Officirer waren als  
Capitain, Herr Daniel Kayser, Lieutenant  
Herr Peter Gernhard, und Fähndrich Herr  
Adam Schäffer. Denen übrigen Meistern  
war einen jeden seine Officier Stelle ange-  
wiesen, und schlossen weilen die Gesellschaft  
gar stark noch zwey Lieutenants als Herr  
Peter Luther und Herr Johannes Rauh.  
Zum Führer ward ernannt Herr Daniel  
Kayser. Nebst 4. Tambouren.

Summa der Maurer-Gesellen, 300.

Steinmezen-Gesellen, 56.

5. Aufzug des Löbl. Schlosser- Hand-  
werks, wie sie in Ordnung gezogen seyn:  
1. Herr Johann Ludwig Geyer, als Haupt-  
mann. 2. Zwen Mohren. 3. Johann Ju-  
stus Korb und Johann Wilhelm Muli als  
2. Sergeanten. 4. Zwen geharnischte Männer.  
5. Zwen Alt-Gesellen, als Joh. Georg  
Fischer und Joh. Henrich Langenwischer,  
zwischen denselben Johann Offeney mit dem  
grossen Schlüssel. 6. Drey Cadets mit blos-  
sen Degen und drey mit Schurz-Ledern. 7.  
Joh. Just Hillen, als Fähndrich. 8. Franz  
Zur-

Turner, als Fahn-Junker. 9. sechs Cadets mit blosen Degen. 10. Drey mit weissen Hemdder und Schurz-Ledern. 11. Drey Cadets mit blosen Degen. 12. Martin Matthäus Wizner, als Lieutenant. 13. Geschworne Meister, Jonas Gayl, und Joh. Nicolaus Helbert. 14. Meisters Söhne, mit zwey kleinen Waldhornisten Fahn und Trommeln. 15. Die Hochfürstl. Homburgische Hof-Waldhornist-u. Hautboisten mit 2. Trommeln und einem Quer-Pfeiffer unter die Gesellen ausgetheilet. Summa derer Meister 42. Gesellen 80. Meisters-Söhne 12. Lehr-Jungen 10.

6. Auszug von dem löblichen Schmid-Handwerk, wie dasselbe den ersten Tag nach dem löbl. Schlosser-Handwerk marchirt, den zweyten Tag aber den Vorzug gehabt, auch zum ersten die Arbeit auf dem hohen Gericht angefangen: Als Erstlich führten die zwey Herrn Geschworne, namentlich Herr Joh. Thomas Ostertag, 2. Herr Lorenz Speckhard, 3. Johannes Schäffer als Fähndrich. 4. Folgte Johann Georg Schneider, als älterer Meister, neben ihm Johann Peter Reinhold. 5. Folgte Herr Johann Michael Hüttinger, benebst Herr Joh. Adam Siegner und Herr Joh. Adam Gramann. 6. schloß Herr Christoph Geizmer. 7. Waren 30. Ges

Gesellen welche allhie in Arbeit stunden nebst  
noch 4. Fremden. 8. Hatten die Meister  
vor sich gehen 8. paar Knaben, dann vier  
Hauthoisten, denen folgten 1. paar Pau-  
cken, wurden getragen vom N. Engel und ge-  
schlagen von N. Becker, dann 3. Waldhor-  
nisten. 9. Die Gesellen aber führten 1. Fahne  
und 2. Tambour.

7. Folget das Löbliche Schreiner Hand-  
werk, geziert mit 2. Fahnen, die kleinen  
Meisters-Söhne, dann die Waldhornist- und  
Hauthoisten, nach diesen marchirte der von  
dem löblichen Handwerk dazu erwehlte Herr  
Capitain Franz Caros, dem folgten die  
samtliche älteste geschworenen und übrigen  
Meister und Meisters-Söhne; nach diesen  
der Herr Lieutenant, Melchior Ram, den  
Herrn Fähndrich Johann Wilhelm Müller  
in der Mitte habend. Dann die 2. wilden  
Männer, der Herr Capitain von der Gesell-  
schaft, Leonhard Dietmar, Herr Lieutenant,  
Conrad Heissenstamm, Herrn Fähndrich,  
August Brandies in der Mitte habend, nebst  
einer Schäfferin Christoph Fichtner, und ei-  
nem Schäffer, Henrich Klang, der kleine  
Krieger von einer Magd getragenen, den  
Cupido vorstellend. Die Sergeanten wa-  
ren, Christoph Triloff, Andreas Jahn, Ju-  
stus Harter, Christoph Kramer. Peter  
Diet-

Dietmar, Christian Lindemann, Johann Reichel, Johann Georg Brosius, Corporals: Heinrich Sommer, Friedrich Rau- brecht, Johann Daniel Kuck, Jacob Schild- knecht, Peter Weber, Christoph Fischer, Aaron Wenzel, N. Ulrich. Der Harlequin Christian Fabian. Summa derer sämtl. Meister 110. Gesellen 130. Meisters Söhne, als Kinder, 30. Lehr-Jungen, 40.

Als nun sämtliche löbl. Handwerker um das Hoch-Gericht in ihrer Ordnung sich wos rangirt, so trat im Nahmen eines Hoch-Edel und Hochweisen Magistrats dazu nominirte Herr Bauschreiber, nebst 6. Hn. Einspänner und den Bau-Bedienten, welcher das rothe Fähnlein hiebt, auff das bemelte Hoch-Gericht, sprach dasselbe im Nahmen seiner hohen Herrn Prineipalen frey und schwang das roth- mit einem weissen Adler gezierte Fähnlein in denen 4. Feldern, und legte darauf die Hand an alle 4. Säulen; womit sich diese Ceremonien endigten, und die Handwerks-Leute herben giengen, wie die Ordnung es mit sich brachte, um ihre Arbeit zu befördern, brachten also vom 21. bis den 25. May fast zu, marschirten dar- auff selbigen Tages als den 25. May wieder in ihrer Ordnung herein, wie sie hinaus gegangen, doch, daß das löbl. Schmid-

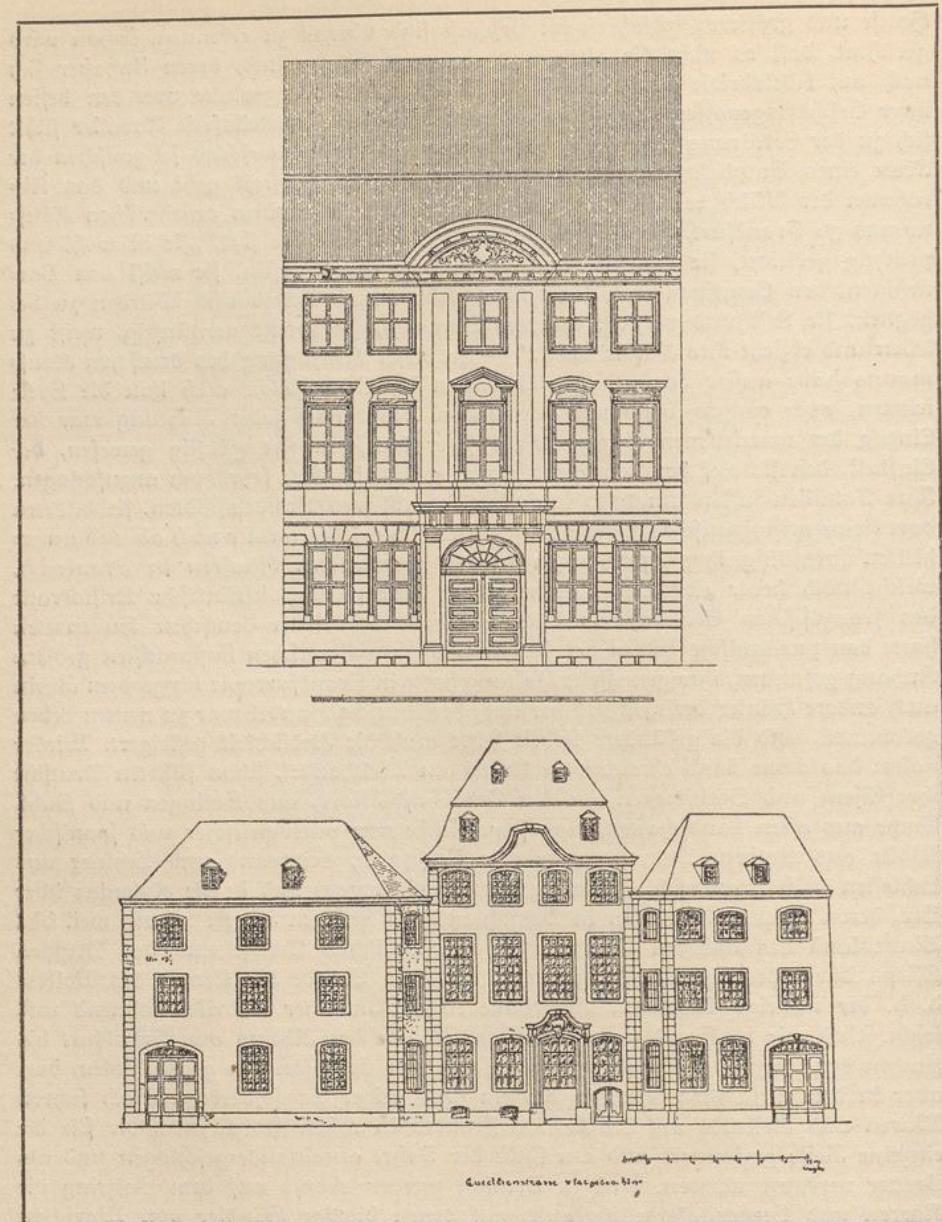
Hand-

Handwerk im Herein-Marsch den Vorzug  
hatte, weiln das löbl. Schlosser-Handwerk  
im Hinausmarsch denselben gehabt: Wel-  
cher Actus unter Zuschauung vieler tausend  
Personen celebriert wurde, auch hatte ein  
jedes löbl. Handwerk sein apart Zelt, dann  
die Wein- und Bier-Wirthe auch ihre aparte  
Zelter.

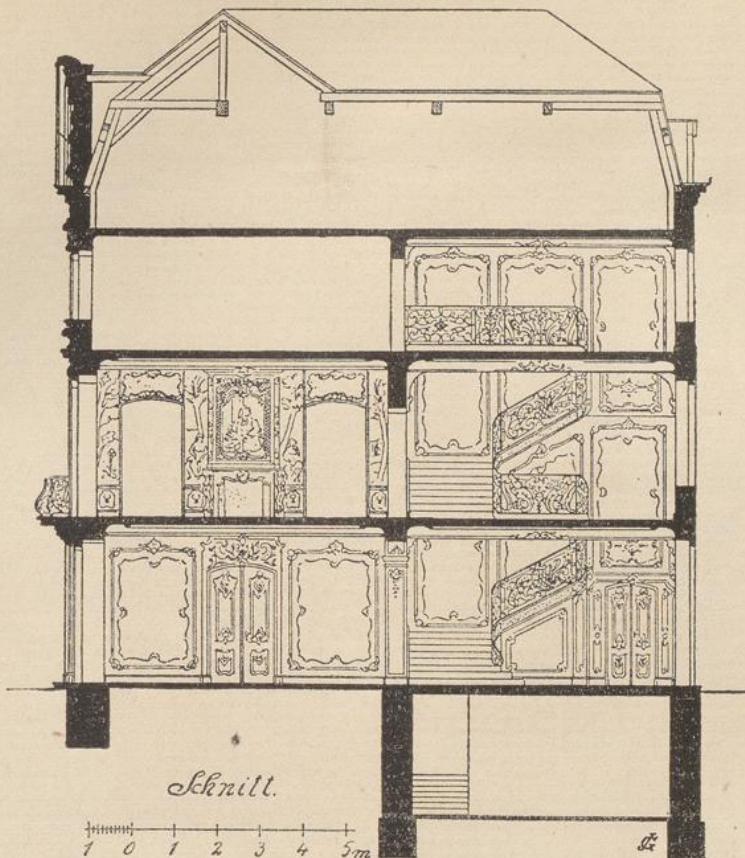
Dem Augenblick kommt eine Stassetta von  
einem Harlequin, aus dem Hoch-Gerichtse-  
Lager vor Frankfurt, mitbringende, wie  
dass 10000. Bratwürste, 12000. Milch-  
Brod, 15000. Kugel-Hoppen, 25000.  
Hipen, 5000. Ohm-Bier und 3000. Ohmen  
Wein wären in grösster Vergnügliche-  
keit verzehret worden.



Hause und grössere Redlichkeit im Geschäft sind überall zu erkennen. Schon wird gerühmt, daß es nicht die alten und ehrbaren Häuser sind, deren Inhaber sich noch um Adelsbriefe bewerben, ja, daß solche eitle Neugeadeste von den besten ihrer Geschäftsgenossen verachtet werden<sup>12</sup>. Und der vorurteilsfreie Kavasier fühlt sich zu der Erklärung veranlaßt, daß in der Tat kein Unterschied sei zwischen der Frau eines Gutsbesitzers, welche mit Ehren in den Kuhstall geht und das Abrahmen der Milch beaufsichtigt, und zwischen der Frau eines ansehnlichen Kaufmanns zu Frankfurt, die während der Messe im Gewölbe sitzt, „sie ist wohl und prächtig gekleidet, sie befiehlt ihren Leuten wie eine Fürstin, sie weiß den Vornehmern, den Gemeinen und dem Pöbel, jedem nach Stand und Würden zu begreifen, sie liest und versteht mehrere Sprachen, sie urteilt vernünftig, weiß zu leben und erzieht ihre Kinder wohl.“ — Zu dieser Kräftigung des deutschen Kaufmanns hatte außer den geistigen Gewalten der Zeit, welche auch ihm die Seele leiteten, noch einiges Besondere beigetragen. Nicht nach jeder Richtung war der Einzug der vertriebenen Hugenotten unserer deutschen Art günstig gewesen, der Einfluß, den sie auf den deutschen Handel geübt, ist doch sehr hoch anzuschlagen. Ihre Familien sassen um 1750 in fast allen grösseren Handelsstädten, sie bildeten dort kleine aristokratische Gemeinden, schlossen sich gesellig immer noch ab und unterhielten sorgfältig ihre Beziehungen zu den verwandten Häusern in Frankreich, welche noch heute eine ernste, sittenstreng, eine wenig altfränkische Aristokratie des französischen Großhandels bilden. Gerade bei diesen deutschen Hugenotten hatte das puritanische Wesen der Genfer und niedersächsischen Separatisten großen Anhang gefunden, ihre gemessene Haltung hatte in Frankfurt wie längs dem Rhein auch andere Häuser beeinflußt. Aber auch der deutsche Handel war zu neuem Leben gekommen, und die gesündere Arbeit hatte auch die Redlichkeit gesteigert. Wieder nahm das arme Land ehrenwerten Anteil am Welthandel, schon führten Deutsche ihre Eisen- und Stahlwaren aus der Grafschaft Markt, aus Solingen und Suhl, Tuche aus allen Landschaften, auch feine Tuche von portugiesischer und spanischer Wolle aus Aachen, Damastgewebe aus Westfalen, Leinwand und Schleier aus Schlesien nach Frankreich, England, Spanien, Portugal und in die Kolonien über See, deren Erzeugnisse wieder in Deutschland den grösssten Markt hatten, weil das Binnenland des östlichen Europas bis zur türkischen Grenze und den Steppen Asiens durch deutsche Kaufleute versorgt wurde. Gerade die Armut des Volkes, d. h. der niedrige Tagelohn, machte die Anlage mancher Fabriken lohnend und leicht. Und wie in Hamburg und in den Städten des Rheins von Frankfurt bis Aachen der Großhandel aufblühte, ebenso in den Grenzländern gegen Polen, dort aber in den einfachsten Formen, als ein grossartiger Tauschverkehr. Noch fuhren Waren und Reisende auf der Donau stromab in rohen Holzkähnen, die für die einzelne Reise gezimmert und am Ende der Fahrt auseinandergeschlagen und als Bretter verkauft wurden. Und in Breslau werden ebenso auf dem Salzring die Karren und Steppenpferde verkauft, auf denen härtige Händler von Warschau



120



Wohnhaus, Köln. 18. Jahrhundert. (Aufriss. Nach Bogts.)

Wohnhaus, Berlin. 18. Jahrhundert. (Aufriss. Nach Gut.)

Wohnhaus (des Bürgermeisters Wespien), Aachen. 18. Jahrhundert.  
(Querschnitt. Nach Schmid.)



Kaufmännisches Kontor. 18. Jahrhundert.  
(Kupferstich. Martin Engelbrecht Verlag, Augsburg.)

Postbüro. 1755.

(Kupferstich von Bernigeroth aus: Ch. L. Eber, Geographisches Reise-, Post- und Zeitungslexikon von Deutschland. Jena, 1756. — Unten: Meilensteine (auch gleichzeitig Wegweiser), wie sie im 18. Jahrhundert in oft kunstvoller Ausführung die hauptsächlichen Landstraßen säumten.)



Bornigorath f. 1553.



Hochgeehrter *S*enat  
Mayns den 24. April 1756  
Von Göttlicher Begleitung sende E.L. durch *Herrn Franz Sprohn*

die hierunter speckste Güther, wovon nach wohl condicioneirter Lieferung die darben nosrte Fracht zu bezahlen, und damit laut aviso zu versfahren gesieben. Der Höchste verhelft in salvo, dem empfohlen, verbleibe

XXI. R. C. C. No. 1, Frank Michael Cremer, 1909, for

### Botenfrau. 18. Jahrhundert.

(Steindruck 19. Jahrhundert nach älterer Zeichnung. — Das Botenmädchen „Jungfer Wenzel“, das gegen Ende des 18. Jahrhunderts an jedem Marktage Gemüse von Jena nach Weimar brachte und dazu den Brief- und Paketverkehr zwischen den beiden Orten vermittelte, wodurch sie auch zur Postbotin Goethes und Schillers wurde.)

### Frachtbrief. 1756.

*Geld- und Wechsel-Cours*  
in Brandenb. Courant.

à BERLIN d. 3<sup>ten</sup> April 1764.

	D.	L.
Pr Amsterdam, in Banco-	—	227.
in Courant	—	218.
Augsburg, in Courant	—	—
Basel	—	—
Breslau	—	—
Dantzig	—	—
Franckfurth am Mayn	—	—
Genev	—	—
Hamburg, in Banco	—	227 $\frac{1}{2}$
in Courant	—	—
Königsberg	—	120.
Londen pr. 1 $\frac{1}{2}$ Sterl.	—	—
Nürnberg, in Courant	—	—
Paris & Lyon	—	126.
Venedig	—	—
Wien, in Courant	—	—

*Courant-Geld*

* gegen Ducaten	—	167.	*
Louisd'or	—	160 $\frac{1}{2}$	
Alt G. Courant	—	137 $\frac{1}{2}$	
M. Friedrichsd'or	—	109 $\frac{1}{4}$	
M. Augustsd'or	—	—	
N. Augustsd'or	—	—	
P. 18. & 6 Kreutz. Stück	—	—	
Sächs. $\frac{1}{2}$ St.	—	166.	
Dito 1. & 2 gr. St.	—	—	
Münz gegen Courant	—	—	

K. P. H. C. Abelé

und Nowgorod ihre Waren in langem Karawanenzuge zum Tausch gegen die Kostbarkeiten abendländischer Kultur herzugefahren haben. Und schon beginnt die Klage der schlesischen Kaufleute, daß die Karawanen seltener kommen und die Fremden unzufrieden werden, weil sie sich mit der neuen preußischen Schreiberei und den Deklarationscheinen einer genauen Regierung nicht befreunden wollen. Schon hat sich um 1750 in den Familien der grossen Kaufleute etwas von dem Weltbürgertum entwickelt, welches mit Verachtung auf die beschränkenden Verhältnisse der Heimat herabsieht, und wie die Handlungsreisenden von Lennep und Burtscheid mit ihren Probekästen, mit Messerklingen und Nadeln, bis zur Seine und Themse zogen, so trafen auch die jüngeren Söhne dieser grossen Fabrikanten mit den Hamburgern in Paris, London, Lissabon, Cadiz, Porto zusammen, und gründeten dort zahlreiche Firmen als gewandte, oft kühne Geschäftslute. Und von dem unternehmenden und sicheren Wesen dieser Männer ging einiges auf ihre Geschäftsfreunde im Binnenlande über. Ein männlicher, fester, unabhängiger Sinn ist um 1750 außer bei den Besten vom Adel und bei wenigen Gelehrten zuweilen bei den grösseren Kaufleuten zu finden.

Die Mehrzahl der Honoratioren aber gehörte in jeder Stadt dem Gelehrtenstande an: Theologen, Juristen, Ärzte. Sie vertraten wahrscheinlich alle Schätzungen der Zeitbildung, und die stärksten Gegensätze lagen innerhalb jeder grösseren Stadtmauer in stillem Kriege. Noch waren die Geistlichen Orthodoxe oder Pietisten. Die ersten, häufig bequem zum geselligen Verkehr, nicht selten Lebemannen, dauerhaft vor einer ehrbaren Flasche Wein und nachsichtig gegen die weltlichen Scherze ihrer Bekannten, hatten viel von ihrer alten Streitsucht und dem Inquisitorwesen verloren, sie ließen sich herab, zuweilen eine Stelle aus dem Horatius anzubringen, kümmerten sich um die Kirchen- und Schulgeschichte ihres Ortes und fingen bereits an, die Schriften des gefährlichen Wolf mit heimlichem Wohlwollen zu betrachten, weil er in so auffälligen Gegensatz zu ihren pietistischen Gegnern getreten war. Waren pietistische Geistliche angestellt, so standen diese wahrscheinlich in besserem Verhältnis zu anderen Konfessionen, und wurden von den Frauen, den Juden und von den Armen der Stadt besonders verehrt. Auch ihre Gläubigkeit war milder geworden, sie waren zum grossen Teil würdige, sittenreine Männer, treue Seelsorger mit einem weichen, herzgewinnenden Wesen, ihre Predigten waren allerdings sehr pathetisch und bildreich, sie warnten gern vor der kalten Spitzfindigkeit und rieten zu dem, was sie Saft und Kraft nannten, was aber die Gegner gezierte Tautologie schalteten. Ihr Bestreben, sich und ihre Gemeinde von dem Geräusch der Welt fernzuhalten, wurde bereits von einer grossen Mehrzahl der Bürger mit Misstrauen betrachtet; auf der Bierbank war ein gewöhnlicher Spott, daß die Frommen ühzend über Schurzfell, Leisten und Bügeleisen lasssen und auf Erweckung lauerten.

Die Lehrer der Stadtschulen waren studierte Theologen, grösstenteils arme Kandidaten, der Rektor vielleicht aus der grossen Schule des Hallischen Waisen-

hauses berufen. Ein rührendes Geschlecht, an Entzagungen gewöhnt, häufig mit einem kränklichen Körper behaftet, Folge des harten entbehrungsvollen Lebens, durch welches sie sich heraufgearbeitet hatten. Es waren eigenartige Charaktere jeder Art, verschrobene und widerwärtige Gesellen fehlten nicht, auch die bessere Mehrzahl war ohne umfangreiches Wissen. Aber in sehr vielen von ihnen lebte vielleicht hinter wunderschen Formen etwas von der Freiheit, Größe und Unbefangenheit der antiken Welt, sie waren seit der Reformation die natürlichen Gegner aller frommen Eiferer gewesen, selbst die aus dem großen Waisenhause, aus der Zucht der beiden Francke und des Joachim Lange kamen, waren größtenteils gemäßiger, als den pietistischen Pfarrern lieb sein möchte. Die Blätter ihres Cornelius Nepos waren durch den vielseitigen Gebrauch zum Erschrecken schwarz geworden, ihr Schicksal war, vom Sextus oder Quintus langsam aufzusteigen, etwa bis zur Würde eines Konrektors, mit einer geringen Steigerung ihrer spärlichen Einnahmen; die größte Freude ihres Lebens war, zuweilen einen fähigen Schüler zu finden, dem sie neben den Feinheiten lateinischer Satzbildung und Prosodie auch eine und die andere freie Lieblingsidee, eine heidnische Ansicht von Männergröße in die Seele pflanzen konnten, Einwirkungen, auf welche doch der Schüler in seinen Männerjahren mit Lächeln zurücksaß. Aber in dieser Tätigkeit, arm an Dank und Anerkennung, haben sie rastlos gearbeitet, die Empfänglichkeit für Schönheit des Altertums und die Fähigkeit, andere Menschenart zu begreifen, in den Deutschen herauszubilden. Und der unablässige Einfluss, den Tausende derselben auf das lebende Geschlecht ausübten, war gerade jetzt gesteigert, seit Gesner die griechische Sprache in den Schulen heimisch gemacht und für den Unterricht der Schüler einen ganz neuen, revolutionären Grundsatz aufgestellt hatte, welcher von den Lehrern mit Begeisterung verbreitet wurde: der Geist des Altertums, das Verständnis des Schriftstellers, nicht der grammatische Kram sei die Hauptfache.

Denn die Schule einer ansehnlichen Stadt war eine lateinische Schule. Reichte sie so hoch, daß ihre oberen Klassen für die Universität vorbereiteten, dann schieden aus der Quarta die Knaben, welche ein Handwerk lernen sollten. Diese Einrichtung half dazu, auch den Bürgersmann in einer Abhängigkeit von der gelehrt Bildung zu erhalten, welche wir jetzt zuweilen vermissen. Es war allerdings an sich kein großer Gewinn, wenn der Zunftmeister noch in späteren Jahren einige angenehme Kenntnisse von Mavors, von Cupido und dem Taubenpaare der Venus hatte, deren Gestalten aus allen Gedichten der Gebildeten herausguckten und sogar die Kalender und Pfefferkuchen verschönerten: aber mit diesen Vorstellungen aus alter Vergangenheit fielen auch einzelne Samenkörner der neuen Zeitideen in seine Seele. Dass die Auflösung von einsichtsvollen Bürgern so schnell aufgenommen wurde, ist dieser Art von Schulbildung zu verdanken.

Strenge war die Schulzucht; eine gewöhnliche Ermunterung, welche die armen Schüler einander damals in die Stammbücher schrieben, war das Symbolum:

„Geduldig, fröhlich immerdar.“ Aber die Strenge war nötig, denn in den unteren Klassen lasssen neben den Kindern fast erwachsene Jünglinge, und die Unarten von zwei verschiedenen Lebensaltern waren nebeneinander zu bekämpfen. In einem großen Teile Deutschlands bestand der Brauch, der sich hier und da bis zur Gegenwart erhalten hat, daß die Knaben, welche Unterstüdzungen durch die Anstalt genossen, unter Anführung eines Lehrers als Kurrendschüler singen müßten. Wenn sie in ihren blauen Mänteln nicht nur bei „ganzen“, auch bei „halben“ und „Viertelleichen“ hinter dem Kreuze daher zogen, so war das eine arge Versäumnis, welche die Schulzucht sehr störte und schon 1750 als ein Übelstand beklagt wurde.

Überall standen unter den Honoratioren die Wolfianer, die Schüler der neuen Weltweisheit, als Verbreiter der Aufklärung, Wächter der religiösen Duldsamkeit, Freunde jedes wissenschaftlichen Fortschritts. Gerade in diesem Jahr waren sie in angelegentlicher Erörterung einiger alter Streitpunkte, denn soeben hatte der Leipziger Crusius seine „Anleitung über natürliche Begebenheiten vernünftig nachzudenken“ ans Licht treten lassen, und mit diesem Werk, einem Kosmos des Jahres 1740, in der Hand, überlegten sie wieder einmal, ob man einen vollen oder leeren Raum anzunehmen habe und ob die letzte Ursache der Bewegung in der tätigen Kraft elastischer Körper zu suchen sei. Finster sahen diese Fortschrittsmänner auf die theologische Fakultät zu Rostock, welche gerade jetzt einen jungen Herrn Kosegarten zu sehr auffälligem Widerruf gezwungen hatte, weil er die Behauptung gewagt, die menschliche Natur des Erlösers auf Erden sei von seiner göttlichen nur bis zu einem gewissen Grade unterstützt worden, er habe gelernt wie andere, und gar nicht alles vorausgesehen. Dagegen gönnten sie aber ein wohlwollendes Lächeln den physiko-theologischen Betrachtungen wackerer Theologen, wenn einer die Möglichkeit der Auferstehung nachwies, trotz dem fortwährenden Stoffwechsel oder — wie man damals sagen müßte — trotz dem Wechsel der Partikeln seines Körpers, oder wenn ein anderer die Weisheit der Vorsehung aus dem weißen Fell der Hasen in Livland zu erkennen bemüht war.

Auch die deutsche Dichtkunst und Beredsamkeit wußten sie wohl zu schätzen. Da war zu Leipzig Herr Professor Gottsched und seine Frau. Die Leute hatten ihre Schwächen, aber es war doch ein großartiges Wesen in ihnen, Anstand, Würde und Wissenschaft, sie gehörten zuletzt auch zur Schule, und sie wollten durch die deutsche Dichtkunst feinere Bildung und einen besseren Geschmack in das Land bringen. Schon wurden sie sehr angefeindet, aber ihre Zeitschrift, den „Neuen Büchersaal“, konnte schwerlich entbehren, wer dem poetischen Treiben der Belletristen nachkommen wollte. Neben den Älteren, welche so sprachen, hatte sich in der Stadt aber bereits ein jüngeres Geschlecht eingefunden, welches die schönen Künste nicht mehr als einen angenehmen Zierat betrachtete, sondern Aufregungen, edle Gefühle und eine freiere Sittlichkeit von ihrem Einfluß hoffte, worüber die gelehrte Partei missbilligend den Kopf schüttelte. Und diese Jüngern — es war eine kleine

Das erste Heft der ersten deutschen Frauenzeitschrift. 1725.

(Die als moralische Wochenschrift 1725 und 1726 von dem als Magister an der Universität Leipzig lehrenden Johann Christoph Gottsched herausgegebene und größtenteils selbst verfasste Zeitschrift hatte einen ungewöhnlichen Erfolg, sie wurde in ihrer rechtmäßigen Auflage in 2000 Abzügen, und darüber hinaus teilweise in Neudrucken einzelner Nummern, verbreitet. Das erste Heft entwirft ihren Plan, der in der Folge der Beiträge, die für die deutsche Bildungsgeschichte wichtig wurden, sich noch erweiterte.)





# Die vernünftigen Sadlerinnen.

Das erste Stück.

Mittwochs, den 3 Jenner 1725.

Canitz.

Die Larve vom Gesicht des Lasters abzureißen.

**W**as ist das wiederum für eine neue Hirn-  
geburt? Es wird iho Mode, daß man  
gern einen Sittenlehrer abgeben will.  
Haben wir aber nicht von Mannsper-  
sonen moralische Schriften genug: und  
muß sich das weibliche Geschlecht auch ins Spiel mischen?  
Es wird gewiß ein ehrbares Caffekräñzchen seyn, welches  
ben dem Ueberflusse müßiger Stunden gewohnt ist, alles  
zu beurtheilen und durchzuhecheln. Die guten Kinder müs-  
sen wohl dem Sirach zeitig aus der Schule gelaufen seyn;  
sonst würden sie seine Lehre besser gefasset haben: Läß dich  
nicht zu klug dünken, jedermann zu tadeln. Wenn doch die  
lieben Momus-schwestern sich wieder in die Aufsicht dieses  
flugen Hauslehrers begeben wollten, so würde ihnen ihr un-  
zeitiger Kük, vielleicht zu ihrem eigenen Vortheile, vergehen.

A

So

V S. 128\*

## 2 Die vernünftigen Tadlerinnen.

So haben ohne Zweifel viele geurtheilet, als sie die Ueberschrift von diesem Blatte in den öffentlichen Zeitungen wahrgenommen haben: Und diese würden gewiß verdienen, ihres unbedachtsamen Ausspruches halber, am ersten von uns getadelt zu werden. Wir vergeben ihnen aber diesmal ihre Uebereilung. Es ist allerdings was ungewöhnliches, daß sich schwache Werkzeuge zu öffentlichen Richterinnen aufwiesen. Denn obwohl die lebhaften Engländerinnen, und sogar die Schweizerinnen den Ruhm erlanget; daß sie zu einigen bekannten Sittenschriften nicht wenig beigetragen haben: So sind doch ihre Arbeiten nicht anders, als durch die Vermittelung gelehrter Manns Personen, der neugierigen Welt mitgetheilet worden. Wir unterstehen uns tho was mehrers. Wir unterwerfen uns keiner männlichen Aufsicht in Verfertigung dieser Blätter, die wir ins künftige herauszugeben willens sind: Sondern wir sind entschlossen, dieselbigen ohne fremde Anordnung, nach unserm eigenen Gutdünken, und auf unsre eigene Gefahr ans Licht treten zu lassen.

Wer begierig ist den Ursprung unsers Vorhabens zu erfahren, dem kann folgendes zur Nachricht dienen. Phyllis, ein wohlerzogenes Frauenzimmer, fand mich, bey einem unvermutheten Besuche, in Lesung einer gewissen moralischen Betrachtung beschäftiget. Wie so fleißig, liebe Schwester? war ihre erste Anrede, als sie kaum ins Zimmer getreten war. Diese beantwortete ich mit einer freundlichen Bewillkommung und mit Darlegung meines Zeitvertreibes. Das lezte that ich um desto williger, je gewisser ich wußte, daß meine Phyllis auch eine Freundinn solcher Schriften war, die auf die Verbesserung unserer Sitten abzielen. Wir hatten uns kaum gesetzt, als wir fast beyde zugleich auf die Gedanken kamen, ob es denn nicht möglich wäre, nach dem Exempel der Manns Personen, eine besondere Schrift zu verfertigen, darinnen von man-

Vol. 2. V

mancherley Fehlern der Menschen überhaupt, insonderheit aber von den Schwachheiten des weiblichen Geschlechts gehandelt würde? Es fielen uns verschiedene Materien ein, die nicht von geringem Nutzen zu seyn schienen, und, so viel uns wissend war, noch von keinem gebührend waren abgehendt worden. Wir sahen beyde in diesem Vorhaben keine Unmöglichkeit, und der Beystand, den sich eine von der andern versprach, machte uns einen Muth, unsere Absicht ins Werk zu richten. Nur dieses schien uns ratsam, daß wir noch eine Gehülfinn suchen, und dadurch unsere Zahl verstärken möchten. Eine dreyfache Schnur reisset so leicht nicht, dachten wir: Ja wir vermutheten mit gutem Grunde, daß wir alsdann neue Einsichten, neue Lebhaftigkeit, und mit einem Worte, ein größeres Vermögen bekommen würden, der Welt etwas Lüchtiges vor Augen zu legen.

Unter allen meinen Freundinnen schien mir keine hierzu geschickter zu seyn, als Iris, deren Fähigkeit mir schon aus vielen Proben bekannt geworden war. Ich schlug sie daher der eifrigstnachsinnenden Phyllis vor, und hatte das Vergnügen, ihren Beyfall zu erhalten. Wir können uns keine bessere wünschen als eben diese, gab sie zur Antwort; denn außer ihrer Fertigkeit in der französischen Sprache, versteht sie auch die lateinische: Wenn es nur möglich ist, sie in unsere Gesellschaft zu ziehen. Es ist um den Versuch zu thun, erwiederte ich, und wir würden eins, ihr folgendes Tages unsere Anschläge zu eröffnen.

Dieses geschah in der That. Allein ihr erster Widerstand schien etwas mehr, als eine bloße Bescheidenheit zum Grunde zu haben. Lieben Kinder, sagte sie, nachdem sie unsern Vortrag mit einiger Bewunderung angehöret hatte, was hat euch auf diese Gedanken gebracht? Bedenket nur, was ihr euch für Urtheile über den Hals ziehen werdet. Die

#### 4 Die vernünftigen Tadlerinnen.

Mannspersonen werden gewiß lange nichts zu lachen gehabt haben. Doch vergebet mir diese Worte! Ihr beyde seyd geschickt genug dazu; ich hingegen finde mich viel zu schwach: Darum verschonet meine Schultern mit dieser Bürde. Sie suchte uns noch ferner vorzustellen, wie leicht unsere Namen kund und offenbar werden könnten, da man denn mit Fingern auf uns zeigen, und uns also zum allgemeinen Gelächter machen würde. Sie fand uns aber gegen alle diese Einwürfe so wohl verwahret, und mit neuen Gegenvorstellungen so reichlich versehen, daß sie sich endlich genöthiget sah, nachzugeben. Ihre vorige Blödigkeit verschwand allmählich, und sie ward zulezt eben so eifrig als wir, dieses Vorhaben chestens zum Stande zu bringen.

In unserer ersten Zusammenkunft ward festgesetzt, daß unsere wöchentliche Schriften den Namen der vernünftigen Tadlerinnen führen sollten. Das klingt großsprecherisch und verwegen genug! so wird hier mancher denken. Allein gemach, meine Freunde! höret zuvor unsere Erklärung darüber an. Tadeln heißtt unserer Einsicht nach, die Fehler und Schwachheiten der Menschen beurtheilen, und diese Urtheile durch Worte oder Schriften zu verstehen geben. Wir halten dieses für eine Sache, die nach Beschaffenheit der Umstände gut oder böse, loblich oder sträflich werden kann; obgleich das lezte weit gemeiner ist, als das erste.

Simpler, und seine Schwester, Simplicia, bilden sich bey ihrer Dummheit sehr viel ein, und wollen mit Gewalt scharfsinnig heißen: Darum werfen sie sich zu Richtern, oder daß ich recht sage, zu Spöttern über andere Leute auf. Sie sind nirgends lieber als an denen Vertern, wo sie viele Personen von beiderley Geschlecht in Augenschein nehmen und betrachten können. Da haben sie nun schärfere Augen als Luchse. Sie sehen auf alle Kleinigkeiten, und eröffnen ihre

Urtheile durch Worte und Geberden. Was tadeln sie aber? Nichts als solche Fehler, die kein Mensch ändern kann. Simplicia macht von den Mannsbildern den Anfang. Bald findet sie an den Füßen etwas auszusehen. Bald ist das Gesicht nicht nach ihrer Phantasie gebildet. Bald ist der ganze Leib nicht wohl gewachsen. Diesem sind die Schultern zu breit, und jenem zu schmal. Der eine hat schielende, der andere triefende, der dritte gar Rägnaugen. Simpler folget ihrem Erempl und beurtheilet das Frauenzimmer. Das eine ist zu blaß, das andere zu roth; dieses zu mager und jenes zu fett. Bald sind die Füße gar zu ungeschickt; bald fehlt den Händen etwas: Bald geht es über die Gestalt des ganzen Leibes her. So verrathen beyde ihren groben Unverstand im Tadeln.

Momus, ein ungereimter Grillensänger, will seine scharfe Beurtheilungskraft auch sehen lassen. Er meistert alles, was nicht mit seinen wunderlichen Einfällen übereinkommt; wird aber nicht gewahr, daß sich dieselben unmöglich ausführen lassen. Er sagt, der Mensch hätte billig ein Fenster in der Brust haben sollen: Damit man seine heimliche Gedanken von außen wahrnehmen könnte. Dem Ochsen sollten, seiner wohlbedächtigen Meynung nach, die Hörner nicht vor der Stirne, sondern vor der Brust stehen; wo er vermutlich weit mehr Kräfte hat, dieselben zu gebrauchen. Ja er hält alle seine Landsleute für Narren, weil sie ihre Häuser nicht auf bewegliche Räder erbauen: Damit man sie nach Belieben von einem Orte zum andern bringen, und also manchen bösen Nachbar los werden könne. Wer sieht aber nicht, daß dieses Tadeln aus einer eigenfummigen Narrheit herrühret?

Der lieblose Schadenfroh macht sich an diejenigen Fehler der Menschen, so sich in der That verbessern lassen.

## 6 Die vernünftigen Tadlerinnen.

Darinthen thut er zwar klüger als jene: Allein er versieht es in einem andern Stücke. Wenn er die Fehler und Gebrüchen der Menschen wahrnimmt, so kündelt er sich darüber. Er ziehet sie mit hönischen Worten durch, und sucht die Personen selbst lächerlich zu machen. Dadurch schadet er ihrem guten Namen, ja bisweilen gar ihrem Glücke: Zu geschweigen, daß er sich selbst unbedachtsamer Weise unzählige Feinde auf den Hals lädet.

Es sey ferne von unsren künftigen Arbeiten, daß wir eine von diesen verwerflichen Gattungen des Tadels nachahmen sollten. Unsere größte Sorgfalt wird dahin gehen, daß wir erstlich nur solche Fehler anmerken mögen, die einem Menschen wirklich zugerechnet werden können, und also wahrhaftig unter die Fehler gehören. Unser Tadeln soll ferner bescheiden seyn. Denn wir werden keine Urtheile von solchen Dingen fällen, die mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit und Kräfte erfordern als wir besitzen, und folglich für uns zu hoch sind: Wie wir denn beyläufig erinnern, daß unsre Gedanken mehr aus einem natürlichen Verstande und einer angebohrnen Lebhaftigkeit des Geistes, als einer eigentlichen Gelahrtheit oder großen Belesenheit herfliessen werden. Unser Tadeln soll endlich kein spöttisches, sondern ein wohlge meyntes und liebreiches Tadeln seyn. Denn wir werden unsren Vortrag so einrichten, daß keiner dadurch erbittert oder zum Zorne gereizet werde: Ja wir wollen uns auch angelegen seyn lassen, die Mittel vorzuschlagen, die, unsrer wenigen Einsicht nach, zu desto leichterer Abschaffung mancher Schwachheiten behülflich und dienlich seyn können. Weil wir nun dafür hielten, daß jemand, der auf solche Weise tadelt, sich recht vernünftig aufführet: So haben wir kein Bedenken getragen, uns die vernünftigen Tadlerinnen zu nennen.

Sollte

Sollte nun ein Vorhaben, welches auf istorwähnte Weise eingerichtet ist, sträflich seyn? Unsers Theils besorgen wir dieses keinesweges: Vielmehr sind wir überredet, daß die Pflicht, so uns als Christen oblieget, uns unter einander zu ermahnen, zu warnen und zu strafen, uns dazu genugsam berechtige. Der Mensch ist ohne Zweifel so erschaffen, daß er unzählige Vollkommenheiten erlangen kann, die er nicht wirklich besitzet. Daher schließet man, Gott habe ihm diese Fähigkeit in keiner andern Absicht gegeben, als daß er sie wirklich gebrauchen, und von Tage zu Tage vollkommener zu werden trachten soll. Es ist auch nicht genug, daß ein jeder für sich allein sorge: Sonbern die durch die Vernunft und Offenbarung uns allen vorgeschriebene Liebe unsers Nächsten, verbindet uns auch für andere zu sorgen. Wie können wir aber die Vollkommenheiten unserer Brüder und Schwestern besser befördern, als wenn wir ihnen die Unvollkommenheiten zeigen, die sie noch an sich haben, und sie vor denen Fehlern warnen, die ihnen hier und da noch ankleben? Dieses wird also unsre vornehmste Absicht seyn: Und ob wir es gleich bisweilen, mehrerer Deutlichkeit halber, unter erbigeten Namen und Personen bewerkstelligen werden; so darf doch niemand denken, daß dieses lauter wahrhafte Begebenheiten wären, die man aus Haß, oder aus feindseligen Absichten so deutlich beschrieben hätte. Nein, es sollen nur Bilder seyn, die zu desto lebhafterer Vorstellung der Laster, mit Fleiß also entworfen worden.

Was dunket euch tho, meine Freunde, von dieser neuen moralischen Schrift, die euch anfänglich so verächtlich geschienen? Ist euren Einwürfen durch die bisherige Eröffnung unsers Vorhabens ein Gnügen geschehen, und seyd ihr dadurch auf andere Gedanken gebracht; so sind wir glücklich. Bleibet ihr aber bei eurer vorigen Sprödigkeit, bleibt ihr

## 8 Die verminstigen Tadlerinnen.

bey der vorgesachten Meynung, daß von einem, oder von etlichen unstudirten Weibesbildern nichts lesenswürdiges, nichts tückiges zu hoffen sey: Wohlan, so glaubet, was ihr wollet; wir werden es euch nicht wehren. Das beste ist, daß auch ihr nicht vermögend seyd, unser läbliches Vorhaben zu stören. Will einer oder der andere seine Kräfte versuchen, und uns etwa in Schriften angreifen: So kann er zum voraus wissen, daß weder unser Geschlecht, noch unsere besondere Neigungen uns zum Zanken und Streiten fähig gemacht haben. Wiewohl wir machen uns die Hoffnung, daß niemand seine helbenmütige Gelehrsamkeit so misbrauchen werde, daß er in Widerlegung einiger Frauenzimmer eine besondere Ehre suchen sollte.

Wer wird aber unsere Blätter ins künftige lesen? Vermuthlich allerley Gattungen von Menschen. Die Tugendhaften darum, weil sie eben das Vergnügen darinnen finden werden, was schöne Angesichter vor einem Spiegel antreffen. Die Lasterhaften werden es zum Theil deswegen thun, weil sie, ohne alle Beschämung, ihrer Fehler gewahr werden und unvermerkt lernen können, wie sie sich am besten davon befreyen sollen: Zum Theil auch darum, weil sie sich nicht durch eine unbedachtsame Verachtung dieser Schrift selbst bloß geben, und ihre Schwäche werden verrathen wollen. Dergestalt wird allezeit dasjenige Blatt, so die gemeinsten Mängel entdecket, die allermeisten Käufer zu gewarten haben. Die höflichen Mannspersonen ins besondere, werden ihre rühmliche Gefälligkeit gegen unser Geschlechte, dadurch an den Tag legen können. Sie werden sich, nach ihrer gewöhnlichen Artigkeit, bey ihren Schönen angenehm machen, wenn sie dasjenige nicht verachten werden, was von deren Mitschwestern herkommt, und was ihnen so manche gute Erinnerung geben wird. Wie gerne nehmen sie es nicht

nicht an, wenn ihre Lesbien, Flavien, Cynthien &c. etwas an ihrer Aufführung erinnern? Wie verbindlich danken sie nicht dafür? Sie bitten noch wohl gar, daß dieselben fortfahren mögen dergleichen zu thun. Wir verlangen nicht die Hälfte von allen diesen Höflichkeiten, und sind zufrieden, wenn sie uns nur nicht für ihre Feindinnen erklären werden.

Ihr aber, galante Mitschwestern, ihr könnet euch alle eine Ehre daraus machen, daß auch euer Geschlechte zu vergleichen moralischen Arbeiten, wo nicht Fähigkeit, dennoch Neigung und Eifer genug habe blicken lassen.

Calliste.





Zahl — trieben es seit zwei Jahren mit einer Aufregung, die sie zu Überspanntheiten hinriß; sie trugen Bücher in der Tasche, sie steckten sie den Frauen ihrer Bekanntschaft zu, sie deklamierten laut und drückten einander die Hände. Es war die erste Morgenröte eines neuen Lebens, welche mit so herzinniger Freude begrüßt wurde. In der Monatschrift die „Bremer Beiträge“ waren die ersten Gesänge des Messias von Herrn Klopstock erschienen; der Betroffenheit, mit der man anfänglich auf die fremde Form sah, war jetzt in einem kleinen Kreise rüchhafte Bewunderung gefolgt. Und im vergangenen Jahr war ein anderes Gedicht eines Unbekannten, „Der Frühling“, gedruckt worden, man wußte nicht, wer es gemacht, aber es sollte derselbe anmutige Poet sein, welcher unter dem Wappenbild des Breitkopfischen Bären in der Monatschrift „Belustigungen des Verstandes und Wißes“ Mitarbeiter gewesen war, zugleich mit Kästner, Gellert, Mylius. Und wieder gerade jetzt hatte durch Weidmann ein anderer Unbekannter den Anfang eines anderen Helden Gedichts, „Noah“, herausgeben lassen; die Mutmaßung ging allerdings auf einen Schweizer, weil der Name Sipha darin vorkam, den Bodmer früher angewendet hatte. Alle diese Gedichte waren in dem Silbenmaß der Römer gebildet, und diese neue Art bewerkstelligte eine ganz eigene Aufregung des Gemüts, welche man früher nicht gekannt hatte. Bereits schien sich eine förmliche Rebellion unter den Schöngeistern anzuzetteln. — Es sollte in kurzen noch wilder zugehen.

Noch entbehrte die Stadt solche Theatervorstellungen, welche einen Denker befriedigen konnten. Wer aber auf einer Reise die Schönemannsche Truppe in Norddeutschland gesehen hatte, der erinnerte sich um 1750, sicher einige Jahre darauf, an einen jungen Mann von unvorteilhafter Gestalt mit einem kurzen Hals und dem Namen Echhof, welcher der feinste und kunstvollste Schauspieler Deutschlands wurde. Und gerade in diesen Wochen war von der Messe ein neues Buch angekommen, „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“, welches zwei junge Leipziger Gelehrte verfaßt hatten, von denen der eine Lessing hieß. — In demselben Bücherballen lag der Roman Richardsons, „Pamela“, wie das Jahr vorher die „Clarisse“ desselben Schriftstellers.

Was aber damals in den Häusern der Bürger gelesen wurde, war von ganz anderer Beschaffenheit. Noch gab es keine Leihbibliotheken, nur die kleinen Antiquare verliehen zuweilen an zuverlässige Bekannte. Aber es wucherte doch eine bändereiche Literatur von Romanen, welche von den Anspruchslosen eifrig gekauft wurden. Es waren flüchtig zusammengeschleuderte Erzählungen, in denen abenteuerliche Schicksale berichtet wurden.

Diese Abenteuer waren im 17. Jahrhundert in verschiedener Weise dargestellt worden, entweder in geistloser Nachahmung der alten Ritter- und Schäferromane, auf phantastischem Hintergrunde, ohne den Vorzug eingehender Schilderungen, oder wieder mit einem derben Realismus, ein rohes Abbild des wirklichen Lebens, ohne Schönheit, oft gemein und schmutzig. Es war ein abgelebtes Wesen und ein Beginnen der neuen Zeit, die damals nebeneinander liefen. Schon seit 1700 ist die

realistische Richtung die herrschende. Aus den Amadis-Romanen werden schlüpfrige Hof- und Reiseabenteuer, dem Simplizissimus folgen eine grosse Zahl von Kriegsromanen, Robinsonaden und Aventuriergeschichten, die grosse Mehrzahl ist sehr liederlich verfertigt, und deutsche Klatschgeschichten oder Zeitungsnachrichten von außerordentlichen Ereignissen in der Fremde, zum Teil Tagebücher, sind darin verarbeitet. Auch Faßmanns „Gespräche aus dem Reiche der Toten“ sind in ähnlicher Weise zusammengeschrieben aus fliegenden Blättern und Geschichtsbüchern, die der unordentliche Mann, der damals in Franken saß, sich von den Pfarrern der Gegend zusammenborgte. Die so schrieben, wurden von den Gebildeten gründlich verachtet, aber sie übten doch eine sehr grosse, schwer zu schätzende Wirkung auf das Gemüt des Volkes. Es waren zwei getrennte Welten, die nebeneinander kreisten. Und dieser Gegensatz zwischen dem Lesestoff des Volkes und der Gebildeten hat — wenn auch zuweilen versöhnt — zu sehr bis in die neuste Zeit bestanden.

Unter den Honoratioren der Stadt gab es aber im Jahre 1750 auch andere Gelehrte. Wohl keiner mässigen Stadt fehlte ein patriotischer Mann, welcher die alten Chroniken, die Kirchenbücher und Urkunden des Ratsarchivs durchsucht hatte und zu einer Geschichte des Ortes und der Landschaft schätzenswerte Beiträge zu geben wußte. Noch war das Verständnis der monumentalen Altertümer gering, aber auch sie wurden mit alten Inschriften und unechten Gözen unserer Urahnen als seltsame Merkwürdigkeiten fleißig abgebildet. Und gegen die unkritischen Märchen und das nackte Verzeichnen von Einzelheiten wurde ein siegreicher Kampf geführt. Auch auf die einseitigen Werke der letzten Jahrzehnte, die schwerfülligen „Kirch- und Schulstaaten“, sah das jüngere Geschlecht herab. Schon galt es, mit gewissenhafter Benutzung der Dokumente eine zusammenhängende, Ursache und Wirkung deutlich auseinandersehende Geschichtserzählung hervorzu bringen. Allerdings gehört das Beste, was in diesen Jahren geschrieben wurde, nur der örtlichen Geschichtsschreibung an.

Größer war die Teilnahme, welche die Naturwissenschaften erregten; sie sind in dem Kleinleben der Stadt die beliebteste Wissenschaft. Nicht gering ist die Zahl ehrenwerter Zeitschriften, welche die neuen Entdeckungen der Wissenschaft berichten. Mit Achtung haben wir auf sie zurückzusehen; Darstellung und Stil sind zuweilen, z. B. in Kästners „Hamburgischem Magazin“, musterhaft; und unermüdlich sind sie bemüht, die gelehrten Entdeckungen für Handel, Gewerbe, Ackerbau, jeden Kreis praktischer Bedürfnisse auszubeuten. Freilich, ihre „vernünftige“ Einwirkung hatte nicht alles Unhaltbare beseitigt. Die alte Neigung zur Alchemie war nicht besiegt. Noch immer wurde von verständigen und redlichen Leuten laboriert, ernsthaft wurde das grosse Geheimnis gesucht, immer kam ihnen etwas dazwischen, was den letzten Erfolg hinderte. Geheimnisvoll wurde solche Arbeit betrieben, aber die Stadt wußte recht gut, daß der Herr Rat oder Secretarius den „faulen Heinz bediene“ — den Ofen heize — um Gold zu machen. Die

Freude an chemischen Prozessen, an den Destillationen in der Retorte und den Lösungen auf kaltem Wege war vielen gemein; kräftige Tinkturen wurden an Bekannte verteilt, die Hausfrauen liebten, allerlei künstliche Wasser zu destillieren, und in den Trags- und Anzeigeblätttern wurden häufig Arzneien angepriesen, Pillen gegen Podagra, Pulver gegen Kröpfe, blaues Wasser gegen Viehsterben, Kurpfuscherei und Quacksalberei sind verhältnismässig grösser als jetzt, die Lügen ebenso dreist. Der Eifer, für die Wissenschaft zu sammeln, war allgemein geworden, die Knaben begannen, Schmetterlinge aufzuspannen, Käfer zusammenzutragen, Dendriten und Erzstufen mit dem Brennglase des Vaters zu betrachten, die Wohlhabenden freuten sich über „Rössels Insektenbelustigungen“ und das erste Heft von „Frischens Vorstellung (Abbildung) der Vögel“.

Eine Bibliothek zusammenzubringen wurde der Stolz des Gebildeten auch in bescheidener Lage. Zweimal im Jahre, zu Ostern und Michaelis, brachte der Buchhändler von der Leipziger Messe die „Novitäten“, welche er dort für sein Geld erkaufte oder gegen Werke seines Verlags eingetauscht hatte. Diese neuen Bücher legte er in seinem Laden zur Ansicht aus, wie jetzt ein Händler mit Schnittwaren tut. Das war eine wichtige Zeit für die Liebhaber, der Laden wurde ein Mittelpunkt für literarische Unterhaltung, auf Stühlen lassen die Hauptkunden, begutachteten, wählten und verwarfene; sie erhielten die Pränumerationsbogen der neuen Werke, z. B. der Firma Breitkopf „Eröffnete Akademie der Kaufleute“, und ließen sich Neuigkeiten aus der gelehrten Welt erzählen: daß in Göttingen eine neue Sozietät der Wissenschaften gestiftet werden solle; daß Professor Gottsched von Wien zurückgekehrt sei, und daß die Kochsche Schauspielertruppe auf der Messe großen Zulauf gehabt; daß Herr Klopstock vom König von Dänemark eine Pension von 400 Talern erhalten habe, ohne jede Gegenverpflichtung; daß Herr von Voltaire in Berlin zum Kammerherrn ernannt sei, und daß die Bibliothek des seligen Herrn Superintendent Lößner zu Dresden, 50 000 Bände stark, jetzt wirklich versteigert worden sei. In den Bücherballen wanderten um diese Zeit auch andere begehrswerte Einkäufe durch das Leben.

Es gab zuweilen Gelegenheit, neben den neuen Büchern alte zu erwerben. Das Augenmerk lenkte sich auf die alten Drucke der Klassiker; nach den Aldinen und Juntinen, den Elzeviren wurde mit besonderem Sammelleid gesucht. Aber der antiquarische Handel war außer in Halle und Leipzig wenig in Aufnahme; nur der Zufall und eine Versteigerung brachte dem einzelnen leicht Bücher in die Hände, die in den letzten Jahrhunderten zusammengebracht waren, von Patriziern der Reichsstädte, deren Familien allmählich ausstarben, vielleicht aus Klosterbibliotheken, deren Werke von gewissenlosen Mönchen unter der Hand verkauft wurden. So kaufte ein Geistlicher in der Nähe von Gräfenthal in Franken für 25 Gulden, die nach und nach zu bezahlen waren, viele Ellen Folianten und Quartanten in schönen Einbänden; die Elle grossen Formats war etwas teurer als die des kleinen, manche Werke waren unvollständig, weil genau gemessen wurde und die Elle eher zu Ende

war als die Bändezahl; wählen durfte man nicht, die Rücken wurden nach der Reihe abgemessen. Doch war diese Barbarei eine Ausnahme.

Wer selbst Bücher schrieb, genoss davon ein Honorar durch den Buchhändler, das nicht ganz unbedeutend war, wenn der Schriftsteller in Ansehen stand. Sehr hatte sich dies Verhältnis seit dem Anfange des Jahrhunderts gebessert. Da eine Vorliebe für theologische und juristische Abhandlungen bestand, so wurde die Verfasserschaft solcher Traktate zuweilen höher bezahlt als es jetzt möglich wäre. Wer freilich nicht als Universitätslehrer in einem Mittelpunkte der Wissenschaft stand, der erwarb nur geringe Einnahme. Als der hoeherrwürdige Herr Lesser im Jahre 1737 mit seinem Verleger über den Druck der Chronik von Nordhausen übereinkam, wurde er zwar für den gedruckten Bogen der fleißigen Arbeit durch ein Honorar von sechzehn guten Groschen „vergnüget“ — welche er in ihm anständigen Büchern zu entnehmen hatte —, musste jedoch versprechen, daß er den Verleger völlig schadlos halten wolle, wenn diesem der Inhalt des Buches irgendeinen Verdruss bei der Obrigkeit zugiehen sollte.

Für das gesellige Leben der Honoratioren war in den späten Morgenstunden die Apotheke ein schätzenswerter Mittelpunkt. Dort wurden bei kleinem Glase Aquavit Politik und Stadtneuigkeiten besprochen, und von der Decke und den oberen Gesimsen sah der alte Trödelstaat überwundener Marktschreier und Wurmidoktoren: Gerippe von Haifischen, ausgestopfte Affen, Missgeburten in Spiritus und anderes Entsetzliche, glohäugig auf die eifrige Unterhaltung der Gesellschaft herab. Schon wurde außer dem Stadtgeschwätz mit Vorliebe die Politik verhandelt, nicht mehr mit ruhigem Klugstreichen, sondern als Herzenssache. Ob König, ob Kaiserin, ob Sachsen, ob Preußen, wurde häufig erörtert, man wußte von jedem Gast, zu welcher Partei er gehörte. Wenige Jahre darauf sollte dieser Streit so leidenschaftlich werden, daß er sogar das Familienleben und den Hausfrieden störte. — Unterdes war dem kleinen Bürgersmann, den Dienstboten und Kindern die Phantasie mit anderen Bildern erfüllt, ihnen hielt der alte Aberglaube ihr Leben umsponnen, und er war seit der neuen Frömmigkeit viel zudringlicher geworden. Raum gab es ein altes Haus, welches nicht seine Polsterstube hatte. Auf den Gräbern, in den Kirchtüren zeigte sich ein Gespenst, sogar im Spitzenhause spukte es, bevor ein Feuer ausbrach; zuweilen wurde die geheimnisvolle Wehklage gehört, eine Abart des Glaubens an das wilde Heer, welche durch den großen Krieg in die Seelen des Volkes gefommen war; alte Rahmen wurden als Hexen betrachtet, und die Erscheinungen Verstorbener, Ahnungen und bedeutsame Träume wurden mit angstvoller Gläubigkeit erörtert. Immer noch war das Auftischen verborgener Schätze eine wichtige Angelegenheit, keiner Stadt fehlten glaubwürdige Berichte über Funde, die in der Nähe gemacht oder durch unzeitig gesprochene Wörter vereitelt waren. Aber der verständige Familienvater ist bereits eifrig bemüht, seine Kinder und Dienstboten über dergleichen aufzuklären. Es ist ein lebhafter Kampf, der fast in allen Familien geführt wird, von den Vertretern neuer Zeit mit der Über-



Der Neumarkt. Dresden. 18. Jahrhundert.  
(Gemälde von Bernardo Bellotto, gen. Canaletto. Gemäldegalerie, Dresden.)

V. S. 132



legenheit und Schärfe, welche ein innerer Sieg über stille Erinnerungen des eigenen Lebens zu verleihen pflegt. Der Aufgeklärte leugnet gar nicht unbedingt die Möglichkeit eines geheimnisvollen Zusammenhangs mit dem Jenseits, aber er versteht jeden einzelnen Fall mit Misstrauen und Ironie zu betrachten; er nimmt allerdings an, daß hinter dem zerstörten Altar der alten Kirche, in den Trümmern des nahen Schlosses noch irgend etwas sehr Kurioses verborgen sein könne, und daß es wohl lohnen möge, einmal nachzugraben; aber er nährt eine entschiedene Verachtung gegen die Flämmchen und den schwarzen Hund, und zählt mit besonderer Freude zahlreiche Beispiele auf, wie dieser Glaube „alter Zeit“ durch Betrüger gemisbraucht worden sei. Auch vergeht selten ein Vierteljahr, daß nicht eine gelesene Zeitschrift schöne Abhandlungen bringt, worin die Bergmännchen gänzlich geleugnet, die Feuerkugeln physikalisch erklärt und die Donnerkeile als Versteinerungen betrachtet werden. Swar fehlen in keiner Stadt aufgeregte Leute, welche durch Erscheinungen gequält sind, und die Geistlichen beten mit der Gemeinde für diese Armen; aber schon behaupten nicht nur die Ärzte und weltlichen Gelehrten, auch klügere Bürger, daß solche Art Teufel nicht durch Gebet, sondern durch Fasten und Purgieren auszutreiben seien, da sie nur in Hypochondriacis durch frankhafte Einbildungen erzeugt würden.

Unter den Tagesereignissen ist das wichtigste Ankunft und Abfahrt des Postwagens. Gern bewegt sich der Spaziergänger um diese Zeit in der Nähe der Post. Die gewöhnliche Landpost ist ein sehr langsames, unbehilfliches Beförderungsmittel, ihr Schneekengang ist noch fünfzig Jahre später berüchtigt; Kunststrassen gibt es nirgends in Deutschland, erst nach dem Siebenjährigen Kriege werden die ersten Chausseen gebaut, auch diese schlecht. Wer bequem reisen will, nimmt Extrastop; sorgfältig wird darauf gehalten, zu grösserer Geldersparnis alle Plätze zu besetzen, und in den Lokalblättern, welche seit kurzer Zeit in den meisten grösseren Städten und Residenzen bestehen, wird zuweilen ein Reisegefährte gesucht. Zu weiten Reisen werden eigens Wagen gekauft, am Ende der Reise wieder verkauft; die schlechten Wege geben den Posthaltern das Recht, auch einem leichten Wagen vier Pferde vorzuspannen, dann ist es wohl eine Bevorzugung des Reisenden, wenn ihm von der Regierung ein Erlaubnisschein ausgestellt wird, nur zwei Pferde Extrastop nehmen zu dürfen. Wer nicht so wohlhabend ist, sucht einen Retourwagen, solche Reisegelegenheiten werden mehrere Tage vorher angekündigt. Ist zwischen zwei Orten starke Verbindung, so gehen außer der ordinären Post und einer schnelleren Postkutsche auch konzessionierte Landkutschen an bestimmten Tagen. Sie vorzugsweise vermitteln den Personenverkehr des Volkes. Von Dresden nach Berlin im Jahre 1750 alle vierzehn Tage, nach Altenburg, Chemnitz, Freiberg, Zwickau einmal wöchentlich; nach Bautzen und Görlitz war die Zahl der Passagiere nicht so sicher, daß der Kutscher jede Woche an bestimmtem Tage abgehen konnte; nach Meissen gingen das grüne und das rote Marktschiff, jedes einmal wöchentlich hin und zurück. Man reiste auch mit der besten Fuhr sehr langsam. Fünf Meilen den Tag, zwei Stunden die Meile, scheint der gewöhnliche Fortschritt gewesen zu sein.

Eine Entfernung von zwanzig Meilen war zu Wagen nicht unter drei Tagen zu durchmessen, meist wurden vier dazu gebraucht. Als im Juli des Jahres, welches hier geschildert wird, Klopstock mit Gleim in leichtem Wagen, durch vier Pferde gezogen, von Halberstadt nach Magdeburg sechs Meilen in sechs Stunden fuhr, fand er die Schnelligkeit so außerordentlich, daß er sie mit dem Wettkauf der olympischen Spiele verglich. Waren aber die Landstraßen gerade schlecht, was in der Regenzeit des Frühlings und Herbstes regelmäßig eintrat, so vermied man die Reise, betrachtete die unvermeidliche als ein Wagnis, bei dem es ohne schmerzliche Abenteuer selten abging. Im Jahre 1764 war den Hannoveranern merkwürdig, daß ihre Gesandtschaft zur Kaiserkrönung trotz der schlechten Wege ohne allen Schaden, Umwerfen und Beinbruch, nach Frankfurt a. M. durchgedrungen war, nur eine Achse war zerbrochen. — So ist die Reise ein wohl zu überlegendes Unternehmen, welches schwerlich ohne längere Vorbereitungen durchgeführt wird; und das Eintreffen fremder Reisender in einer Stadt ist ein Tagesereignis, neugierig umsteht die Menge den anhaltenden Wagen. Nur in den größeren Handelsstädten sind die Gasthöfe modisch eingerichtet, Leipzig ist deswegen berühmt. Gern kehrte man bei Bekannten ein, in steter Rücksicht auf die Kosten, denn auch wer reiste, der rechnete genau. Aber wer irgend Ansprüche machte, scheute eine Fußreise, die Unsicherheit, unsaubere Herbergen und rohe Begegnung; noch waren wohlgekleidete Fußreisende, welche die Landschaft bewunderten, ganz unerhört.

Der Reisende wurde nicht nur durch die lebhafte Teilnahme seiner Freunde begleitet, er wurde auch für ihre Geschäfte in Anspruch genommen, wie denn überall unter Bekannten das Hingeben und Zumuten weit unbefangener war als jetzt. Er wurde reichlich mit warmen Kleidern, Empfehlungsbriefen, kalter Küche und klugen Regeln ausgestattet, aber er wurde dafür mit „Commissionen“ belastet, mit Einkäufen jeder Art, auch zarteren Angelegenheiten: Eintreiben von Schuldforderungen, Anwerben eines Hauslehrers, ja, Kundschaften und Vermitteln in Herzentsachen. Wer vollends zu einer großen Messe reiste, der mochte für besondere Koffer und Kisten sorgen, um die Wünsche seiner Bekannten zu befriedigen. Zu dergleichen Dienst und Gegendienst zwang die Not; denn Geld- und Paketsendungen durch die Post waren sehr teuer, und nicht überall wurde diese Anstalt für zuverlässig gehalten. Zwischen Nachbarstädten war deshalb ein regelmäßiger Botendienst eingerichtet, wie er z. B. in Thüringen bis zur Gegenwart bestanden hat; solche Boten — nicht selten Frauen — trugen durch Schnee und Sonnenglut die Briefe und Aufträge an bestimmten Tagen hin und zurück, sie besorgten jede Art von Einkäufen, genossen als zuverlässige Leute sogar das Vertrauen der Behörde, welche ihnen Amtsbriefe und Akten übergab, und hatten am Zielpunkt ihrer Reise einen festen Stand, wo wieder Briefe und Rücksendungen an ihren Heimatort abgegeben wurden. War der Verkehr zweier Orte sehr lebhaft, so ging wohl ein „Kästelwagen“ hin und her, mit Schubfächern, zu denen je zwei verbündete Familien in den beiden Orten die Schlüssel hatten.

Knapp und enge war der Haushalt des Städters, nur wenige waren so wohlhabend, daß sie die Einrichtung des Hauses und ihres Lebens mit einem Glanz umgeben konnten; die Reichen waren in Gefahr, einer ungeschickten Prunksucht zu verfallen, wie er Höfe und anspruchsvolle Familien des Adels verdarb. Auch wer wohlhabig leben konnte, hatte für gewöhnlich seinen Haushalt sehr einfach eingerichtet und zeigte den Wohlstand nur bei festlichen Gelegenheiten durch Gerät und Bewirtung. Deshalb waren Gaststereien durchaus ungemütliche Staatsaktionen, für welche der ganze Haushalt umgekehrt wurde; in nichts unterschied sich der Mann von Welt mehr als in der leichteren Verkehrsweise seiner Gesellschaft. — Streng war die Ordnung des Bürgerhauses, genau bis aufs kleinste stand fest, was anderen zu leisten und von ihnen zu empfangen war. Die Glückwünsche, die Komplimente, d. h. die höflichen Anreden, sogar die Trinkgelder, alles hatte seine genau bestimmte Größe und vorgeschriebene Form. Durch diese zahllosen kleinen Regeln erhielt der Verkehr eine gewisse unveränderliche Festigkeit, welche sehr gegen die Ungebundenheit der Gegenwart absticht. Es war gebräuchlich, an bestimmten Tagen zur Ader zu lassen, zu purgieren, seine Rechnungen zu bezahlen, in festen Zwischenräumen seine Besuche zu machen. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tage ziemte, die gebratene Gans, das Bleigießen, sogar, wenn möglich, das Schlittenfahren. Unverrückt dauerte die Ordnung des Haushaltes; die massiven Möbel, welche das Brautpaar bei der Einrichtung erkaufte hatte, der gepolsterte Lehnsstuhl, den sich der Mann vielleicht schon als Student erstanden, der Klappstisch zum Schreiben, die Schränke wurden Gefährten mehrerer Geschlechterfolgen. Aber schon begann unter diesem Neugeslecht alten Herkommens ein leichterer Sinn die Flügel zu regen, schon rührte die lästige Frage Warum? auch an den kleinen Brauch. Und überall gab es einzelne, welche sich mit philosophischem Selbstgefühl gegen die Gewohnheiten setzten, die ihnen nicht in Vernunft begründet erschienen; in mehreren arbeitete ein dunkler Drang nach Freiheit, Selbstständigkeit, einem neuen Inhalt des Lebens, der sie von der Menge und der Gesellschaft seitab auf Nebenwege führte, meist zu wunderlichen Originalen machte, mit deren Eigentümlichkeiten die Stadt sich unaufhörlich beschäftigte.

Die Räume des Hauses waren im ganzen schmucklos, die Fußböden von gehobelten Brettern hatten keine andere Farbe als die Reinheit der hellen Holzfarbe, welche durch unaufhörliches Waschen erhalten wurde, aber die Wohnung wenigstens allwochentlich einmal durchaus feucht und unbehaglich machte. Treppe und Hausflur wurden häufig mit weißem Sand bestreut. In den Zimmern schätzte man eine dauerhafte und gefällige Einrichtung, die Möbel, unter denen die Kommode eine neue Erfindung war, wurden sorgfältig gearbeitet und schön ausgelegt. An den Wänden war Malerei ungewöhnlich, doch war die gefärbte Kalkwand in größeren Städten gering geachtet, die Papiertapete beliebt. Die Wohlhabenden hielten auf gepresste Ledertapeten, welche den Zimmern ein besonders behagliches Aussehen gaben; auch als Möbelüberzug war das Leder geschätzt. Die Freude der Hausfrau

war kupfernes und zinnernes Gerät. Es wurde damit „Staat“ gemacht, das neue vielbedeutende Wort hatte sich auch in die Küche gedrängt. In Nürnberg z. B. gab es in den wohlhabenden Familien Prunkküchen, welche sich kleineren Gesellschaften bei Morgenkollationen — wo kalte Speisen aufgesezt wurden — zu öffnen pflegten. In solcher Küche blitzte es ringsum von spiegelhellem Zinn und Kupfer, sogar das Brennholz, welches in grossen Haufen regelmässig aufgeschichtet dalag, war mit blankem Zinn beschlagen, alles nur zur Schau, eine Spielerei, wie jetzt die Kochstuben kleiner Mädchen. Aber bereits wurde neben dem Zinn das Porzellan aufgestellt, vornehmlich in dem eleganten Sachsen fehlte einer wohlhabenden Hausfrau selten der offene Porzellantisch mit Tassen, Krügen und Nippesfiguren. Und der modische Liebling der Frauen, der Mops, vermochte durch eine mürrische Bewegung ein Geklirr hervorzubringen, welches dem Hausfrieden gefährlich war. Das wunderliche Tier stand zu jener Zeit auf der Höhe seines Ansehens; es war in die Welt gekommen, niemand wusste woher, und ist ebenso unvermerkt wieder von uns geschieden. Aber außer an Zinn und Porzellan hing das Herz der Hausfrau gerade damals an feiner Weberarbeit. Die Linnendamaste wurden sehr schön gefertigt, mit künstlichen Mustern, die wir noch jetzt bewundern; solchen Damast zu Decken zu besitzen, war besondere Freude, auch auf feine Leibwäsche wurde grosser Wert gelegt; das Manschettenhemd, welches Gellert von der Lucius zum Geschenk erhalten hat, wird in seiner Beschreibung einer Audienz nicht vergessen.

Die Kleidung, in welcher man sich vor anderen zeigte, galt auch dem ernsten Manne als eine Standesangelegenheit; durch die Frommen war der Bürger an dunkle oder matte Farbe gewöhnt worden, aber der feine Stoff, die Knöpfe, die bescheidene Stickerei, die Wäsche verrieten nicht minder als Perücke und Degen den Mann von Erziehung. Das war jedoch die Tracht vor Menschen, sie musste eigens angelegt werden, wenn man ausging, und da sie unbequem war und die Perücke schwer ohne Hilfe anderer aufzusehen und zu pudern war, so wurde schon dadurch ein Gegensatz zwischen Häuslichkeit und Gesellschaft hervorgebracht, der den Verkehr des Tages in bestimmte Stunden bannte, ihn förmlich und weitläufig machte. Zu Hause wurde ein Schlafröck getragen, in welchem der Gelehrte Besuche annahm, die „gute“ Kleidung aber sorgfältig geschont. Viele Bedürfnisse freilich, welche uns sehr geläufig sind, waren ganz unbekannt, manche Bequemlichkeit wurde lange entbehrt. Im Jahre 1745 bittet ein österreichischer Unteroffizier einen gefangenen Offizier, dem er die Uhr abgenommen hat, diese Uhr auch aufzuziehen; er hat noch keine in Händen gehabt. Der würdige Semler erwarb erst, als er bereits Professor war, durch Beihilfe eines Buchhändlers seine silberne Taschenuhr; er klagt um 1780, dass damals schon jeder Magister, ja, jeder Student eine solche Uhr haben müsse; jetzt erhält in Familien von ähnlicher Lage der Quartaner eine silberne, der Student eine goldne.

Eigene Kutschchen und Pferde hielten, außer dem begüterten Adel, der sich nach der Stadt gezogen, nur die höchsten Staatsbeamten, und in grossen Handelsstädten

— seltner als fünfzig Jahre früher — die reichsten Kaufleute. Aber auch den Gelehrten wurde damals oft durch die Ärzte geraten, sich den Gefahren eines Reitpferdes nicht zu entziehen, bedeckte Reitbahnen und Mietpferde wurden häufiger als jetzt von den Professoren in Anspruch genommen. Freilich gelang es nicht jedem so, wie dem kranken Gellert, dem als zweites Geschenk nach dem Tode seines berühmten Schecken ein kurfürstliches Pferd mit Samtsattel und goldbesetzter Schabracke in den Hof geführt wurde, das der liebe Herr in seiner Weise, bewegt, aber mit dem größten Misstrauen gegen die Sanftmut des Rosses, annahm und allen seinen Bekannten anzuzeigen nicht müde wurde, während sein Stallknecht das Wundertier den Leipzigern um Geld vorwies. Da die Kleidung so empfindlich gegen Nässe machte, war ein Beförderungsmittel sehr in Aufnahme gekommen, das seitdem fast geschwunden ist: die Portechaisen, sie wurden fast so häufig gebraucht wie jetzt die Droschken; die Träger, durch eine Art Livree kenntlich, hatten ihre bestimmten Standplätze und fanden sich ein, wo Adel und Publikum zahlreich erschienen: bei großen Tänzen, am Sonntag vor den Kirchturen, am Theater.

Streng war die Zucht des Hauses. Am Morgen war auch in den Familien, welche nicht der Pietät anhingen, kurze Hausandacht mit den Kindern und gewöhnlich mit den Dienstleuten: Gesang eines Verses, eine Ermahnung oder Gebet, zuletzt wieder ein Liedvers. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit wieder das Lager gesucht. Auch der Umgang im Hause war förmlich; von Kindern und Dienstboten wurde äußere Ehrerbietung in unterwürfigen Formen gefordert, die Gatten der Honoratioren redeten einander meist mit Sie an.

Was sich einer Familie anschloss, gute Freunde, entferntere Bekannte, das erhielt in dem einfachen, oft ärmlichen Leben große Wichtigkeit. Durch die Hausfreunde wurde Beförderung, Fürsprache und Begünstigung gesucht und erwartet. Protegieren und Parteinehmen war eine Pflicht. Deshalb galten vornehme und einflussreiche Bekanntheiten für ein ausgezeichnetes Glück, um das man zu werben hatte; jede Aufmerksamkeit, Beglückwünschung an Geburtstagen, das Gedicht bei Familienfesten durften nicht unterlassen werden. Durch solche Kunst einzelner suchte man sein Fortkommen in der fremden Welt. Das untertänige Benehmen gegen Höhere war groß, einem Gönner die Hand zu küssen war guter Ton. Als Graf Schwerin am 11. August 1741 zu Breslau im Fürstensaal die Eidesleistung abnahm, wollte der protestantische Kircheninspektor Burg bei dem Handschlag, den er zu geben hatte, dem preußischen Feldmarschall die Hand küssen. Nicht diese Ergebenheit ihres ersten Geistlichen war den Breslauern auffällig, sondern daß ein Feldmarschall den bürgerlichen Theologen umarmte und küßte.

Zumal die Gevattershaft begründete unter den Bürgern ein näheres Verhältnis; der Taufpate war verpflichtet, später um das Fortkommen des Täuflings zu sorgen, und dies Pietätsverhältnis bestand bis an sein Lebensende. Gern wurde ihm, wenn er vielvermögend war, von den Eltern eine entscheidende Stimme über

die Zukunft des Kindes eingeräumt, es wurde aber auch erwartet, daß er sein Wohlwollen durch seinen letzten Willen an den Tag legte.

Ein solches Leben des Stadtbürgers in mäßigen Verhältnissen entwickelte einiges Besondere in Charakter und Bildung. Zunächst ein weiches und gefühlvolles Wesen, das man um 1750 zärtlich und empfindlich nannte. Die Anlage zu dieser Weichheit hatte der große Krieg und seine politischen Folgen in die Seelen gelegt, die Pietät hatte diese Anlage auffällig entwickelt. Eine gewisse Übung, sich und andere aufzuregen und zu steigern, besaß fast jeder. Das Familiengebet war im letzten Jahrhundert lange gedankenlos hergesagt worden, jetzt wurden die erbaulichen Betrachtungen und Nutzanwendungen, welche der Hausvater machte, Veranlassung zu dramatischen Szenen in der Familie. Zumal das laute Gebet aus dem Stegreif gewöhnte die Familienmitglieder, hell auszusprechen, was ihnen gerade auf dem Herzen lag. Häufig waren Gelübde und Versprechungen, feierliche Ermahnungen und gerührte Versöhnungen zwischen Gatten, Eltern und Kindern; Gefühlszenen wurden ebenso sehr gesucht und genossen, als sie jetzt vermieden werden. Sogar in der Schule kam die leichte Erregbarkeit des Geschlechtes zutage. Wenn ein ehrlicher Lehrer Kummer hatte, ließ er Verse, die sich auf seine Stimmung bezogen, durch die Schüler absingen; es wurde ihm nicht schwer, dabei traurig zu werden, und es war ihm angenehme Empfindung, wenn die Knaben ihn errieten und durch Andacht ihre Teilnahme bezeugten. Ebenso liebte der Prediger auf der Kanzel, die Gemeinde zum Vertrauten der eigenen Kämpfe zu machen, und seine Selbstbekenntnisse, Schmerz und Freude, Reue und innere Zufriedenheit wurden mit Achtung angehört und durch Gebete geweiht. Wenn noch heut einzelne ihrer Umgebung das Behagen verringern, weil sie Kleinigkeiten mit einem Aufwande von Empfindung behandeln, und eine Verslimmung oder einen hervorbrechenden Gegensatz der Naturen weichlich und pathetisch zur Aussprache bringen, so darf man solche Persönlichkeiten als verspätete Blüten älterer deutscher Art betrachten. Wie denn einem wohlwollenden Beobachter oft der Eindruck kommt, daß die Gemütsanlagen und eigenartigen Züge der Menschen, welche sich mit uns zugleich tummeln, bisweilen aus sehr entlegenen Seiten unserer Vergangenheit stammen, und daß das Leben der Gegenwart zu gleicher Zeit ein historischer Bildersaal ist, in welchem Bildungen und Charakterformen aus den verschiedensten Jahrhunderten unseres Volkslebens nebeneinander wirken. Vorzugsweise auf Rührung und wieder auf erhebende Empfindungen ging um 1750 die Sehnsucht des lebenden Geschlechts. Schnell wurde ein Gefühl, eine Handlung, ein Mann als groß gepriesen, glänzende Beiworter wurden bereitwillig gehäuft, einen Freund zu kennzeichnen. Und wieder der eigene Schmerz und das Unglück anderer werden mit einem gewissen düstern Behagen genossen. Leicht wird geweint, über das eigene und über das Leid anderer, aber auch aus Freude, aus Dankbarkeit, aus Andacht, aus Bewunderung. Nicht durch fremde Literatur, nicht durch Gellert oder die literarischen Verehrer Klopstocks ist diese Weichheit den Deutschen eingepflanzt worden, sie lag tief im Volke selbst.

Als der junge Magister Semler 1749 von der Universität Halle schied, war er sehr traurig; er hatte in der Stille eine Tochter seines teuren Lehrers, des Professor Baumgarten, verehrt — allerdings hatte er in seiner Heimat Saalfeld noch eine andere Jugendliebe. Diese Trauer regte ihn in den letzten Tagen außerordentlich auf und machte ihm schwer, seine Magisterpromotion durchzumachen. Doch gelang dies, und nach der Promotion hielt er seinem Vorbild Baumgarten — der als Präses auf dem oberen Katheder stand — aus dem Stegreif eine so feurige lateinische Dankrede, daß nicht nur er selbst, auch mehrere Zuhörer weinten; zu Hause aber setzte sich Semler hin und weinte wieder über sein Schicksal, und sein treuer Stubenbursch weinte mit ihm fast den ganzen Nachmittag. Daß der Scheidende beim Abschiede Tränen vergoss, war natürlich, aber er weinte noch, als er auf der Reise in Merseburg ankam — was damals ziemlich lange währete —, und da er in der Heimat seinem Vater den lobenden Brief Baumgartens übergab, weinte dieser vor Freude ebenfalls.

In diesem Falle ist die Rührung aufrichtig, und die Tränen sind wirklich geflossen. Aber es konnte nicht fehlen, daß die Gewöhnung, den Blick in sich selbst zu lehren und die inneren Regungen zu belauschen, zur Schauspielerei, und die Bewunderung edler Aufwallungen zur Gefühlsheuchelei verführte.

Das stellte sich nicht zuletzt in der deutschen Sprache dar. Noch war der Ausdruck für grosse Kreise der Empfindungen ungelenk. Die Schriftsprache hatte die Herrschaft über die Seelen gewonnen, in ihre Formen und Perioden mußte sich jede höhere Empfindung des Menschen fügen; aber gerade erst jetzt hatte diese Sprache einige Gewandtheit gewonnen, die planvolle ruhige Arbeit des nachdenkenden Geistes klar und einfach auszudrücken. Wo ein leidenschaftliches Gefühl in Worte ausbrechen wollte, wurde es durch die abgenützten Bilder der alten Rednerkunst gebunden, und es rauschte in den dürren Blättern alter Phrasen dahin. Die Pietisten hatten für ihre Stimmungen eine eigene Sprache erfinden müssen, die Ausdrücke derselben waren schnell zur Manier geworden. Jetzt ging es ebenso mit den neuen Wendungen, durch welche einzelne stärker Begabte die Sprache des Gefühls zu bereichern suchten. Hatte ein Dichter die sanften Schauer eines freundschaftlichen Kusses gefühlt, so sprachen Hunderte das nach, in herzlicher Freude über den schwungvollen Ausdruck. Ebenso wurden die Tränen der Wehmutter und des Dankes, die Süßigkeiten der Freundschaft sofort stehende Redensarten, bei denen man zuletzt wenig dachte.

Und diese Armut war allgemein. Fast überall, wo wir den einfachen Ausdruck eines innigen Gefühls erwarten, stößt uns ein Aufwand von nüchterner Überlegung ab. In Briefen, Reden, Gedichten. Unerträglich wird uns diese Besonderheit der alten Zeit, wir mögen sie leicht Heuchelei, innere Kälte, Unwahrheit schelten. Unsere Ahnen haben doch eine zureichende Entschuldigung. Sie konnten nicht anders. Noch ist in ihren Seelen etwas von der epischen Gebundenheit des Mittelalters. Die Sehnsucht nach einem Strome großer Leidenschaft, nach Begeisterung, nach

melodischen Tönen des Gefühls ist überall vorhanden, ja, sie ist bis ins Krankhafte gesteigert, überall ist der Drang, Großes in sich herauszubilden, erkennbar, überall das Suchen und Sehnen; aber der Empfindung fehlt die Kraft, dem vermehrten Wissen die entsprechende freie Bildung des Charakters. Auch den Dichtern, die doch nach dieser Richtung stets die Führer ihres Volkes gewesen sind. Selbst bei der liebenswürdigsten Gestalt aus jener Dämmerzeit, bei Ewald von Kleist, ist das lyrische Ringen sehr merkwürdig. Schon sind seine Schilderungen reich an schönen Einzelzügen, eine Fülle von poetischen Anschauungen sammelt sich zwanglos um den Mittelpunkt seines Gedichtes, der fast immer in einer ehrlichen herzlichen Empfindung ruht. Aber bei allem Häufen dichterischer Anschauungen vermag er nicht eine gehobene poetische Stimmung hervorzubringen, noch weniger den vollen Akkord eines schönen Gefühls in dem Hörer erklingen zu machen. Es klang in ihm selbst nicht stark genug, und in keinem seiner älteren Zeitgenossen, die alle Schönheit und innern Adel so ängstlich suchten und sich so oft rühmten gefunden zu haben.

Aber die Selbstbeobachtung der Gebildeten erstreckte sich nicht nur auf das innere Gemütsleben, es war ebenso sehr ein Belauern der eigenen äußern Erscheinung und des Eindrucks, welchen man auf andere mache. Nach dieser Richtung erscheint es uns oft noch unheimlicher gekünstelt. Schon die knappe Kleidung und der Puder, das Bewußtsein, in ungewöhnlichem „Staat“ zu sein, versetzten den Menschen vor anderen in eine Aufregung und vorsichtige Munterkeit, welche leicht zur Ziererei wurde. Auch die feststehenden Formen des gesellschaftlichen Verkehrs, welche so künstlich waren, und die rhetorischen Komplimente machten das Auftreten zu einer Schaustellung, die Deutschen von 1750 zu Schauspielern, die sich lächerlich machen, wenn sie nicht geschickt spielten. Wer einem Gönner gegenübertrat, hatte wohl zu bedenken, daß sein Schritt nicht zu schnell, nicht zu dreist und nicht zu scheu war, daß er seine Stimme richtig dämpfte, den Hut so im linken Arm hielt, daß der Arm den passenden Winkel bildete; er hatte vorher zu erwägen, daß die begrüßende Anrede nicht zu lang und nicht zu platt und gerade ehrerbietig genug wurde, um Wohlwollen zu erwecken; er hatte sehr auf den Fall seiner Stimme zu achten, damit das vorher Überlegte einen gewissen Eindruck der Naturwahrheit mache. Wer einer Frau oder einem vornehmen Manne die Hand küsste, der bemühte sich, auch in diesem Vorgang genau seine Stimmung und ein wohl abgemessenes Gefühl auszudrücken, wie er sein Antlitz mit der Hand in Verbindung brachte, ob er als Zeichen vertraulicher Verehrung nicht nur den Mund, auch die Augen und die Stirne daran zu legen hatte, wie lange er die Hand halten, wie langsam er sie freigeben durfte, das alles war sehr wichtig, womöglich vorher überlegt; ein begangenes Ungeschick mache später dem Schuldigen wahrscheinlich großen Kummer. Wer vollends sich einem größeren Publikum darstellen müsste, der überdachte ernsthaft die Position und Haltung, durch die er wirken konnte. Wie betrübt auch der junge Semler war, als er bei der Magisterpromotion auf

dem Katheder stand, er vergaß doch nicht „eine seltene, aber nicht anstößige Stellung zu nehmen“, in welcher er seinen Opponenten die Antworten so geschwind gab, daß er kaum das Ende ihrer Rede abwartete, und er vergaß auch nicht zu erwähnen, wie gleichgültig ihn die „weiche Bewegung seines Gemüts“ gegen alle möglichen Einwürfe der Gegner gemacht habe. Vollends den Frauen waren nicht nur die Bewegungen des Fächers, auch das Auf- und Niederschlagen der Augen und das Lächeln wohl eingübte Handlungen; daß sie es ungezwungen, mit Anstand und Takt vollbrachten, wurde verlangt. Allerdings war es auch damals nicht das Einstudierte, welches liebenswürdig machte, sondern die in solchen Formen hervorbrechende gute Natur. Und auch diese Richtung war nicht eine französische Mode, welche durch die Zucht der Tanzmeister in das deutsche Leben kam, sondern eine innere Notwendigkeit, welche bei allen Kulturvölkern Europas zu gleicher Zeit hervorbrach, sich bei jedem nach den Eigentümlichkeiten seiner Natur modelte; auch hier war der letzte Grund das Bedürfnis, innere Armut durch äußern Schmuck zu verbessern<sup>12a</sup>.

Allerdings wurde solcher Zwang der Schicklichkeit bei den Deutschen oft durch einen Zug von Geradheit und Derbheit unterbrochen. Aber die sichere und stolze Selbstachtung, welche wir von einem gebildeten und guten Manne fordern, war damals in Deutschland selten. Fester Wille war allerdings zu finden, beim Lernen und im Entbehren, bei der Arbeit und dem Üben einer schweren Pflicht; dort kam er sogar mit überraschender Gewalt zutage. Aber dieser Tüchtigkeit fehlten zu sehr einige mannhafte Beigaben. Seit hundert Jahren bestand jetzt der Druck des strengen Staates, er hatte den Bürger scheu, schwerfällig, oft furchtsam gemacht. Dieselbe Stimmung hatte der Pietismus befördert. Ein fortwährendes Beschauen der eigenen Unwürdigkeit verminderte vielen fein Beanlagten die Fähigkeit, sich recht herzlich zu freuen, dem eigenen Wesen offen zu sein und sicher ausdrück zu geben. Wer vollends Gelehrter wurde in der herben Zucht, der übermäßigen Anstrengung des Gedächtnisses und den vielen Nachtwachen, in tabakdurchräucherter enger Wohnung, dem wurde nur zu häufig ein Siechtum in den Körper gepflanzt. Aus vielen Beispielen dürfen wir schließen, wie oft damals Schwindsucht und Hypochondrie das Leben junger Gelehrter zerstörten. Und gewöhnliche Bilder aus den Bürgerhäusern jener Zeit sind weiche, reizbare, empfindliche Naturen, unbehilflich und ratlos dem Ungewohnten gegenüber. Bei den meisten wechselt übergroße Vorsicht mit leidenschaftlicher Unbesonnenheit. Aber das war nicht das Schlimmste. Nicht nur der Wille, auch die Sicherheit der Überzeugung und das Pflichtgefühl wurden zu leicht durch Einwirkung von außen zerstört. Geld und äußere Ehren übten auch auf den Redlichen übergroße Gewalt. Gellert, der für seine Zeitgenossen ein Musterbild von Zartgefühl und Uneigennützigkeit war, fühlte sich als Professor von Leipzig aufs freudigste überrascht, als ein fremder Edelmann aus Schlesien, den er gar nicht persönlich kannte, mit dem er erst wenige Briefe gewechselt hatte, seiner Mutter eine jährliche Unterstützung von zwölf Dukaten anbot. In seiner Antwort fehlte die Versicherung der Dankesträne nicht. Er fand niemals Bedenken, Geldsummen,

welche ihm von Unbekannten zugesandt wurden, anzunehmen. Und man darf behaupten, daß um 1750 in ganz Deutschland unter den Besten kaum ein Mann war, der anonyme Geschenke abgelehnt hätte.

Als Friedrich Wilhelm I. den Professoren seiner Universität Frankfurt zumutete, öffentlich gegen seinen Vorleser Morgenstern, der in groteskem Aufzuge, mit einem Fuchsschwanz an der Seite, auf dem Katheder stand, zu disputieren, da wagte keiner, der herrischen Laune zu widersprechen als Johann Jakob Moser, der sich den Brandenburgern gegenüber als Fremder fühlte und das Bewußtsein bezwahrte, am kaiserlichen Hofe wohl angesehen zu sein. Und auch diesen regte die Begebenheit so auf, daß er in eine gefährliche Krankheit verfiel. Wo das Selbstvertrauen so sehr fehlt, wie vor zweihundert Jahren dem aufstrebenden Manne, da wuchert die Eitelkeit. Sie umzieht die meisten Seelen jener Zeit so sehr, daß uns nur wenige einen behaglichen Eindruck hinterlassen. Gottsched und Gellert, Gleim und Klopstock, Moser und Pütter, Dichter, Gelehrte und Beamte leiden darunter. Und doch war diese Schwäche, um gerecht zu sein, sehr zu entschuldigen, und es war kein Wunder, daß nur die Stärksten darüber hinaus kamen. Man war weich und empfindlich, es gehörte zum Anstand, Artigkeiten zu sagen, die Rücksicht auf Wahrheit war geringer als jetzt, der Zwang der Höflichkeit größer. Wer durch geistige Arbeit auf andere wirkte, wer sich durch eigene Kraft in seinem Kreise zur Geltung durchgerungen hatte, der war gewöhnt, viel Lob und Ehre zu empfangen, und kam in die Gefahr, das Gewohnte lebhaft zu vermissen, wo es einmal ausblieb. Wer keinen Rang und Titel, keinen Dienst im Staat erworben hatte, nicht die Rechte einer bevorzugten Stellung genoß, der wurde rücksichtslos gedrückt, gestossen, zertreten. Nicht das Verdienst, sondern die Anerkennung durch Einflußreiche gaben Geltung, nicht die Gelehrsamkeit allein vermittelte Verleger und Leser; eine Stellung an einer Universität, ein großer Kreis von Zuhörern, welche die Werke des Lehrers kauften und verbreiteten, gehörten dazu. Und jedes Amt wurde durch Besieben der Mächtigen erteilt und genommen, überall Willkür, stärkere Gewalt; auch der grösste Ruf stützte sich viel mehr auf die Kreise persönlicher Verehrer als auf die sichere Würdigung des Verdienstes durch das gesamte Volk; so erhielt jede einzelne Äußerung von Lob und Tadel eine Wichtigkeit, die wir kaum noch begreifen. Sorglich war daher jeder bemüht, andere zu verbinden, von Fremden anerkannt zu werden. Noch fehlte dem deutschen Leben eine gebildete Tagespresse, den vielen einzelnen völlig die Zucht und Bändigung, welche durch eine starke öffentliche Meinung hervorgebracht wird.

Nichts ist so schwer, als über die sittliche Lebensführung in den Familien einer weit abliegenden Zeit zu urteilen. Denn es genügt nicht, die Gesamtzahl auffallender Verstöße zu schätzen, was an sich schon misslich ist, es kommt darauf an, das persönliche Unrecht in den einzelnen Fällen zu begreifen, was oft ganz unmöglich ist. Nur wenig von unseren Sitten Abweichende ist leicht erkennbar. Der Verkehr beider Geschlechter verlief beim Bürger fast nur in den Familien; grössere

Gesellschaften am dritten Orte waren selten. In befreundeten Häusern aber war das Treiben der Jugend fröhlich und zwanglos, die Freundinnen der Schwester und die Kameraden des Bruders wurden Hausgenossen. Es war alte Sitte, ihnen im Scherz Vertraulichkeiten zu gestatten, die jetzt anstößig sein würden. Umhassen und Küssem wurden nicht nur beim Pfänderspiel geduldet. Solche Gewöhnung, wie harmlos und unschuldig sie auch oft die Jungfrau und den Jüngling ließ, brachte doch in das Jugendleben einen Zug von heiterer Sinnlichkeit, die uns da am wenigsten verleht, wo sie sich in derber Naivität zeigt. Häufig blieb von solchem Verkehr auch ernsten gebildeten Männern eine feine sinnliche Begehrlichkeit zurück, die man nicht gerade Lüsternheit nennen darf, den Mädchen aber eine gewisse dreiste Unbefangenheit im Verkehr mit Männern. Schnell knüpfsten sich in den Familien zwischen Unverheirateten zarte Beziehungen, niemand fand etwas Arges darin, sie wurden ebenso schnell wieder gelöst. Diese flüchtigen Verhältnisse, voll von Tändelei und Empfindsamkeit, flammten selten zu einer grossen Leidenschaft auf, ja, meist verglomm in ihnen die jugendliche Poesie. Sie führten auch selten bis zu Brautstand und Vermählung. Denn die Ehe war um 1750 noch ebenso sehr Geschäft als Herzenssache. Und der unendliche Segen von Liebe und Treue, welcher in ihr gerade damals zutage kam, ruhte gewöhnlich auf anderem Grunde als in der Glut einer holden Leidenschaft oder tiefinnigem Einverständnis vor der Brautwerbung.

Sehr auffallend ist uns das Verhalten aller Beteiligten beim Abschluß einer Ehe. Hatte der Mann die Aussicht auf ein Amt, welches eine Familie zu nähren vermochte, so waren seine Bekannten, Männer und Frauen, sofort bemüht, ihm eine Frau auszudenken, vorzuschlagen, zu vermitteln. Ehen stiftet galt für eine Menschenpflicht, der sich nicht leicht jemand entzog. Strenge Gelehrte, vornehme Beamte, Regenten und Fürstinnen des Landes betrieben eifrig dergleichen uneigen-nützige Geschäfte. Ein heiratslustiger Mann in ansehnlicher Stellung hatte zuverlässig viel von den Mahnungen seiner Freunde, von schalkhaften Anspielungen und von zahlreichen Eheplänen zu leiden, welche ihm seine Bekannten in das Haus trugen. Als Gsellert mit Demoiselle Caroline Lucius erst wenige Briefe gewechselt hat — er hat sie noch nie gesehen —, fragt er in dem ersten längern Brief, den er ihr gönnt, ob sie nicht einen Bekannten von ihm, den Kantor an der Thomasschule, heiraten wolle. Als Herr von Ebner, Kurator der Universität Altdorf, den jungen Professor Semler zum ersten Male spricht, macht er ihm wohlwollend das Anerbieten, durch eine reiche Heirat für ihn zu sorgen. Dem jungen Professor Püttner, der als Reisender in Wien ist, bietet gar ein fremder Graf, sein Tischnachbar, eine wohlhabende Kaufmannstochter als eine gute Partie an. Allerdings wird dieser Vorschlag abgelehnt. Und kühl, wie das Angebot, ist der Entschluß der Beteiligten. Mann und Frau entscheiden sich für einander oft nach flüchtigem Ansehen, nachdem sie nur wenige Worte gewechselt, niemals auch nur ein herzliches Gespräch mit einander geführt. Beiderseitige gute Empfehlung und Fürsprache ist die Hauptssache. Ein Beispiel solcher Brautwerbung, welche den Beteiligten den Eindruck einer be-

sonders stürmischen und leidenschaftlichen mache: Der Assessor des Kammergerichts von Summermann lernt (1754) im Bade Schwalbach ein Fräulein von Bachellé, liebenswürdig, Hofdame einer unangenehmen Landgräfin, kennen, er sieht sie öfter bei Landpartien, zu welchen beide von einem verheirateten Bekannten eingeladen werden. Einige Wochen später entdeckt er in Wehlar dem Bekannten seinen Wunsch, das Fräulein zu heiraten, nachdem er vorsichtig Erkundigungen über den Charakter der jungen Dame eingezogen hat. Der Vertraute — es ist Pütter — besucht die arglose Hofdame; „nach einigen kurz abgetanen allgemeinen Unterredungen sagte ich gleich: ich hätte dem Fräulein noch einen Antrag zu tun, worauf ich mir ihre Erklärung ausbitten müßte.“ Sie sagte ganz kurz: „Was denn vor einen Antrag?“ Ich ebenso kurz und freimütig: „Ob sie sich wohl entschließen möchte, den Herrn von Summermann zu heiraten?“ — „Ach, Sie scherzen!“ war ihre Antwort. — Ich: „Nein, ohne allen Scherz, es ist voller Ernst; hier habe ich schon einen Ring und noch etwas zum Angebinde (einen seidenen Beutel mit hundert Karolinen), womit ich meinen Auftrag rechtfertigen kann.“ — „Nun, wenn das Ihr Ernst ist und Sie den Auftrag vom Herrn von Summermann haben, so bedenke ich mich keinen Augenblick.“ — Sie nahm also den Ring, verbat nur noch die Annahme der hundert Karolinen und bevollmächtigte uns, ihr Jawort zu überbringen. — Auch der weitere Verlauf dieses aufregenden Geschäftes war außerordentlich und dramatisch. Der glückliche Liebende hatte ausgemacht, daß sein Freiwerber ihm sichere Nachricht zugehen lassen sollte. Nun wäre zwar eine geschriebene Zeile in jenem tintenklecksenden Säkulum möglich gewesen, aber es scheint, daß man die schriftliche Benachrichtigung für zu weitläufig hielt, und allerdings war damals schwer, der gleichen ohne Titulaturen und Glückwünsche in eine Zeile zusammenzuziehen; es wurde also beschlossen, wie in Tristan und Isolde durch ein schwarzes oder weißes Segel der Ausgang einer Unternehmung telegraphiert wird, so auch hier durch Übersendung eines gewissen Bandes des geschätzten rechtswissenschaftlichen Werkes, der „Staatskanzlei“, anzudeuten, daß der Antrag angenommen sei, ein anderer Band desselben Werkes hätte das Gegenteil gemeldet. Und der Unterschied der neueren gewissenhaften Zeit gegen jene alte der Königin Isolde bestand nur darin, daß kein falsches Signal gegeben wurde.

Aber wenn bei dieser Verbindung das Herz allerdings gewissermaßen stürmisch seine Rechte forderte, so war dies bei gebildeten und tüchtigen Menschen oft weniger der Fall. Der Professor Achenwall in Göttingen, ein angesehener Rechtslehrer, hielt um eine Tochter von Johann Jakob Moser an, ohne sie nur einmal gesehen zu haben, und sie gab ihm ebenso ihr Jawort; er heiratete nach ihrem Tode eine Demoiselle Jäger aus Gotha, der er seinen Antrag mache, nachdem er die Durchreisende zufällig einige Tage im Hause eines Bekannten gesehen hatte. So war es gewöhnlich die Stellung, der Haushalt, welche eine Frau suchten, wie jetzt noch in manchen Kreisen des Volkes. Die stillen Träume der Heiratskandidaten waren häufig genau so, wie sie der nüchterne Pütter schildert: das Mittag- und Abendessen der Speise-

wirte entspricht nicht ihren Wünschen, einsam zu essen ist nicht nach ihrem Sinn, auf Tischgenossen nicht zu rechnen, häusliche Besorgung von Wäsche, Bier, Kaffee, Zucker sind unangenehme Beschäftigungen, und abends müde von der Arbeit andere zu besuchen, wo man nicht wissen kann, ob man gelegen kommt, oder von anderen Besuche zu erwarten, die einem selbst vielleicht nicht gelegen sind: — „das alles werden Gegenstände von Überlegungen, Erfahrungen, Beobachtungen, welche zu überzeugen scheinen, daß man auf die Dauer in der bisherigen Lage nicht glücklich bleiben werde.“ Allerdings wird auch die Wichtigkeit dieses Schrittes durchaus nicht verkannt, die stillen Erwägungen dauern lange, ein heimliches Schwanken zwischen mehreren annehmbaren Partien ist häufig. Und eben deshalb wird öfter die Sache einer wohlwollenden Vorsehung anheimgestellt, und ein zufälliges Begegnen, ein dringliche Empfehlung einer gewissen Person immer noch als ein Wink von oben betrachtet.

Und die so dachten, waren damals die geistigen Führer des Volkes, die Schüler und Nachfolger von Leibniz, Thomasius, Wolf, ehrenwerte, gute, vielleicht sehr gelehrt Männer, und wieder Mädchen und Frauen aus den besten Familien des Volkes. Freilich ist es eine uralte deutsche Sitte, welche den einzelnen in dieser wichtigen Angelegenheit des Lebens dem Gutachten und Vorteil seiner Familie unterordnet, denn die Ehe wurde von dem Deutschen als das große Amt des Lebens aufgefaßt, das mit Pflichttreue zu verwahren und nicht nach den Einfällen gaukelnder Phantasie mit einer Gehilfin zu besetzen sei.

Aber diese strenge und verständige Auffassung lag schon um 1750 im Kampfe mit grösseren Anforderungen, welche einzelne Persönlichkeiten machten. Bereits war man geneigt, einem reicheren Gemütsleben und grösserer Selbständigkeit, wo sie einmal auftrat, nachzugeben. Als Caroline Lucius den angebotenen Kantor der Thomaskirche bescheiden aber fest zurückweist, empfindet Gellert eine kleine Beschämung, daß er seine neue Freundin mit dem landesüblichen Maßstab gemessen, und in seinen Briefen ist seitdem eine wirkliche Hochachtung zu erkennen.

Wie häufig aber auch einer Bewerbung der Zauber der schönsten irdischen Leidenschaft fehlte, welche wir in dem Leben anderer so gern voraussehen, so waren doch die Ehen, soweit wir urteilen können, deshalb nicht weniger glücklich. Dass man sich ins Leben schicken müsse, war eine allgemein verbreitete Weisheitsregel. Der Mann, welcher eine angesehene Stellung, ein sicheres Einkommen mit der Erwählten teilen wollte, bot ihr nach der Auffassung jener Zeit sehr viel; ihr Dank müßte sein, durch unablässigen treuen Dienst seine mühsamen, arbeitsvollen Tage gemähdlicher zu machen. Ja, bereits war in den Seelen der Frauen etwas Höheres lebendig geworden, welches wir wohl die Poesie des Hauses nennen dürfen. Die Kenntnisse, welche eine deutsche Frau erwarb, waren im ganzen gering. Wenn Vornehme nicht orthographisch schreiben, so erklärt sich das aus dem Schwanken der Erziehung zwischen französisch und deutsch, aus einer Twitterbildung, welche auch Männern den Stil verdarb, nicht nur Friedrich II. und anderen Regenten, selbst

hohen Beamten, wie jenem kaiserlichen Gesandten, der an Gellert schrieb und ihn bat, seine Briefe mit Verbesserungen zurückzusenden, damit er hinter die Geheimnisse der Rechtschreibung komme. Aber auch der deutsch erzogenen Tochter eines gebildeten Bürgerhauses fehlte es meist an fehlerfreier Schrift und eigenem Stil. Etwas Französisch lernten aber viele Frauen, auch Italienisch wurde im protestantischen Deutschland wohl häufiger getrieben als jetzt; ließen doch Studenten in Halle unter Anleitung ihres Sprachlehrers sogar italienische Abhandlungen drucken. Sonst scheint die Schule für die Frauen wenig getan zu haben, der Musikunterricht bestand im Einüben leichter Lieder und Tanzweisen am Klavier.

Desto mehr tat die Pflicht des Hauses. Für Wohl und Behagen ihrer Umgebung zu sorgen, der Eltern, Brüder, später des Gatten und der Kinder, das war die Aufgabe der heranwachsenden Töchter. Dass darin ihr Leben beruhe, wurde ihnen unaufhörlich gesagt, es verstand sich nach jedermanns Ansicht von selbst. Und diese Sorge beschränkte sich doch nicht, wie im 16. Jahrhundert, auf den Befehl in der Küche, das Einkochen von Latwergen und das Ordnen der Wäsche; unverkennbar war die Frau durch die letzten hundert Jahre in eine würdigere Stellung zum Gatten gebracht, sie war seine Freundin und Vertraute geworden; bei vielleicht dürftigem Wissen ist ein fester Sinn, ein klares Urteil, feine innige Empfindung an sehr vielen zu rühmen, von denen uns zufällige Kunde geblieben ist. Auch an Frauen einfacher Handwerker. Wenn die Männer durch den Staat und die Pietät weicher, zaghafte, unselbständiger geworden sind, die Frauen sind durch dieselbe Zeit offenbar gehoben. Der Vergleich mit früherer Vergangenheit liegt nahe. Man denke an Käthe Bora, welche den arbeitenden Luther bittet, sie neben sich zu dulden. Dann sitzt sie stundenlang schweigend, hält ihm seine Schreibfedern und starrt aus ihren grossen Augen auf das geheimnisvolle Haupt des Gatten; unterdes sucht sie unruhig in der eigenen Seele all ihr armes Wissen zusammen, und bricht endlich in eine Frage aus, welche, in die Verhältnisse von 1750 umgesetzt, ungefähr so lauten würde: „Ist der Kurfürst von Brandenburg ein Bruder des Königs von Preussen?“ Und wenn Luther ihr lachend erwidert: „Es ist derselbe Mann“, so ist seine Empfindung bei aller Zuneigung doch: „arme Einfalt“<sup>13</sup>.

Dagegen um 1723 sitzt Elisabeth Gesner ihrem Mann in der Wohnstube des Konrektors zu Weimar gegenüber, er arbeitet an seiner Chrestomathie des Cicero, schreibt mit der einen Hand und bewegt mit der anderen die Wiege; unterdes bessert Elisabeth fleissig an den Kleidern ihrer Kinder und verhandelt launig mit den Kleinen, welche sich gegen die aufgesetzten Flecke sträuben, bis ihnen die Mutter vorschlägt, die neuen Stücke als Sonne, Mond und Sterne auszuschneiden und in dieser prächtigen Gestalt aufzunähen. Das helle Licht, welches damals aus dem Herzen der Hausfrau in die dürftige Wohnung strahlte, und das fröhliche Lächeln, welches über das Antlitz des Gatten flog, ist aus seinem Bericht noch für uns zu erkennen. Als sie starb nach langer glücklicher Ehe, sprach der greise Gelehrte: „Eins musste allein bleiben: da will ich lieber der Verlassene sein, als dass sie es wäre“;

er folgte ihr wenig Monate später. Und wieder kurz nach 1750 sitzt die Frau Professorin Semlerin zu Halle neben ihrem arbeitenden Mann, eine weibliche Arbeit in der Hand; beide freuen sich so sehr, einander in der Nähe zu haben, daß er seine Studierstube nur als Aufenthalt für die Bücher benützt, und daß sie jede Gesellschaft als eine Trennung von ihrem Gatten betrachtet. Er hat sich so gewöhnt, in ihrer Gegenwart zu arbeiten, daß ihn Spiel und Lachen seiner Kinder, selbst ein lautes Geräusch nicht mehr stört. Vor der Umsicht und dem Urteil seiner Frau empfindet er eine unbegrenzte Hochachtung, im Haushalt herrscht sie uneingeschränkt; wenn den erregbaren Mann ein wideriger Fall beunruhigt, weiß sie schnell in ihrer sanften Weise die rechte Abwehr zu finden; sie ist treue Freundin und die beste Ratgeberin in seinen Universitätsbeziehungen, seine feste Stütze, immer voll Liebe und Geduld; und sie hatte doch sehr wenig gelernt, und auch ihre Briefe litten an Schreibfehlern. Es wird noch später von ihr die Rede sein.

Dergleichen Frauen, einfach, innig, fromm, klar, fest, dabei kurz entschlossen, zuweilen von außerordentlicher Frische und Heiterkeit, sind in dieser Zeit so häufig, daß wir sie wohl zu den kennzeichnenden Gestalten rechnen dürfen. Es sind die Mütter und Ahnfrauen, auf deren Tüchtigkeit fast alle Familien der Gelehrten, Dichter, Künstler, welche in den nächsten Menschenaltern bis zur Gegenwart heraufkamen, einen Teil ihres Gediehens zurückzuführen haben. Nicht starke Männer zog uns die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber gute Hausfrauen, nicht die Poesie der Leidenschaft, aber ein innigeres Leben der Familie.

Und wenn wir, Enkel und Urenkel der Zeit, in welcher Goethe und Schiller zu Männern wuchsen, über die innere Unfreiheit lächeln, welche bei Bewerbung und Brautstand um 1750 zutage kam, über den Mangel an echter Zärtlichkeit trotz der allgemeinen Sehnsucht nach zarten rührenden Empfindungen, über die Unfähigkeit, der schönsten Leidenschaft in Sprache und Wesen vollen Ausdruck zu geben, so mögen wir auch gedenken, daß gerade damals die Nation an den Pforten einer neuen Zeit stand, welche diesen Mangel in Reichtum verwandeln sollte. Die Periode der Frömmigkeit hatte eine milde Weichheit in das Volk gebracht, die Philosophie der Mathematiker hatte über Sprache und Leben eine ruhige Klarheit verbreitet, die folgenden fünfzig Jahre einer eifrigen dichterischen Tätigkeit und kräftiger Schöpfung in jedem Reiche der Wissenschaft sollten der Nation eine reichere Entfaltung des Gemütslebens bringen. Nachdem dies geschehen, war der Deutsche von den guten Geistern seines Hauses nach grauser Verwüstung und Untergang wieder so weit heraufgebildet, daß seine Seele über die Bestrebungen und Bedürfnisse des Privatlebens hinaus für grössere Aufgaben und die männlichste Arbeit gestärkt war. Nach Spener, Wolf, Goethe kamen die Freiwilligen des Jahres 1813.

Hier aber soll durch die Aufzeichnung eines Zeitgenossen bestätigt werden, was oben über Zustände, Charakter und Brautwerbung der Deutschen vom Jahre 1750 gesagt wurde. Der hier sprechen soll, ward auf den vorhergehenden Blättern bereits einige Male genannt, es ist ein Mann, welchem die Wissenschaft für immer wohl-

wollende Erinnerung bewahrt. Johann Salomo Semler (1725 bis 1791), Professor der Theologie zu Halle, war einer der ersten, welche sich von dem Autoritätsglauben der protestantischen Kirche losrangen und, dem Bedürfnisse nach eigener Forschung folgend, mit der wissenschaftlichen Bildung ihrer Zeit ein Urteil über Ursprung und Wandelung der kirchlichen Lehre wagten. Seine Jugend war im Kampf mit dem Pietismus, aber auch unter der Herrschaft desselben vergangen. Sein warmes Herz hielt, solange es schlug, wie Luther und die Pietisten, das kindliche Verhältnis zu seinem Gott und Vater fest, als Gelehrter aber war derselbe Mann, den die Ereignisse des Tages so oft weich, unsicher und abhängig von seiner Umgebung fanden, kühn, entschieden, zuweilen gründlich umbildend. Mit ihm begann die Kritik der heiligen Überlieferungen, er war der erste, welcher planvoll die geschichtliche Entwicklung und Umwandlung des Christentums zu begreifen wagte, und die Theologie als einen geschichtlichen Vorgang und als eine Stufe in der allmählichen Entwicklung des Menschengeistes darstellte, nicht die letzten Folgerungen ziehend, mit sehr mangelhaftem Verständnis alter Zeiten, aber doch nach den Gesetzen der Wissenschaft. Den inneren Gegensatz zwischen seinem Glauben und Forschen verhüllte er sich noch dadurch, daß er, wie die Pietisten, strenge zwischen Religion und Theologie unterschied, zwischen dem ewigen Bedürfnis des Gemütes, welches ihm befriedigt wurde durch die alten ehrwürdigen Gestalten des überlieferten Glaubens, und zwischen dem ewigen Drange des Geistes, jede irdische Erscheinung zu verstehen. Man hat ihn deshalb den Vater des Rationalismus genannt, in Wahrheit ist er ein aufgeklärter Pietist, eine der bedeutsamen Gestalten, welche dazu berufen sind, durch die Vereinigung entgegengesetzter Bildungen ein neues Leben vorzubereiten. In Saalfeld geboren, Sohn eines Geistlichen, in Halle Schüler des gelehrten Baumgarten, dann ein Jahr in Coburg Redakteur der dortigen Zeitung, ein Jahr Professor der Geschichte und Poesie auf der Nürnberger Universität Altdorf, wurde er durch Baumgarten nach Halle berufen, wo er fast vierzig Jahre siegreich gegen die alten Pietisten kämpfte und als eines der würdigsten Häupter der großen Universität starb. Das Folgende enthält den Bericht, welchen er selbst über seine Liebe und Brautwerbung gibt. Er kann hier nicht ohne kleine sprachliche Änderungen mitgeteilt werden, denn Semler hat, was für ihn bezeichnend ist, in seinem Stile nicht nur lateinische Satzbildung, auch viel von der undeutlichen Redeweise der alten Pietisten. Er liebt, wie sie, ein geheimnisvolles Um-schreiben, Andeuten und halbes Verhüllen, das zuweilen den Sinn unverständlich macht und zu langsamem Lesen nötigt. Und noch eine Erinnerung ist nicht unnütz, damit das Folgende nicht die Erwartung täusche: der hier erzählen soll, ist in der Tat ein feinfühlender Mann gewesen, der mit Fug die volle Achtung und Verehrung seiner Mitlebenden genoss.

Semler hat die Trennung von der Familie Baumgarten durchgemacht, ist als Magister von Halle in sein Vaterhaus nach Saalfeld zurückgekehrt und hat dort die Bekanntheit mit einer Jugendfreundin erneuert. Er erzählt also.

„Mein Aufenthalt in Saalfeld dauerte nicht eben lange, ganz vergnügt war er mir auch nicht. Ich sah zwar jene würdige Freundin sehr oft, und wir vergnügten uns aneinander, so sehr wir in unserer tugendhaften Ernsthaftigkeit konnten; es war aber dabei nichts von der Wonne oder großen Freude, welche unsere neueren Zeitgenossen<sup>14</sup> in so viel Romanen als übermenschlich beschreiben, oder vielmehr poetisch malen und gar gefühlvoll darstellen. Es war wirklich, als ob uns schon ahndete, daß diese seltene Harmonie zweier Seelen und Charaktere etwas zu Großes war, als daß ihr eine Verbindung hätte zuteil werden können. Die Unwahrscheinlichkeit fand ich in ihrer, sie in meiner Lage, aus sehr verschiedenen Gründen. Mit mir sah es sehr weitläufig aus, da ich das große Glück nicht erreichen konnte, Konrektor zu werden, zu welcher Stelle sie sich sogar erniedrigen wollte; auch sah ich die Anlage zu einigen Schulden wieder ganz nahe vor mir, die ich einer so schätzbarer Person nicht ankündigen konnte. Ich fand mich also jeder zufälligen Aussicht gleichsam unvermeidlich unterworfen. Sie aber hatte ziemlich alte Eltern, auch noch lauter unversorgte Geschwister, wie war ihr zu raten, daß sie aufs ungewisse sich mit mir verbinden und das bekanntmachen solle und sich dadurch für glücklichere Verehrer ganz unzugänglich machen? Wir versprachen indes mit zärtlicher Wehmut alles, was möglich sein würde, und waren von unsrer Rechtschaffenheit überzeugt, aber auch entschlossen, nichts zu ertröthen, was dem einen Teil sichtlichen Nachteil bereiten könnte.

Mein Vater hatte an einen alten Freund, Kammerrat Fick in Coburg, geschrieben und den ersucht, für mein Unterkommen einige freundschaftliche Spekulationen zu machen. Der tat es, ehrlich und recht gutmeinend.“ — (Semler reist nach Coburg, erhält dort den Titel Professor, aber keinen Gehalt, wird „Verfasser“ der „Coburgischen Staats- und Gelehrten-Zeitung“ und mietet sich bei einer verwitweten Doktorin Döbnerin ein, einer muntern Frau, welche wohlhabend ist, sich gern mit ihm unterhält, und der er auf manche theologische und historische Frage antworten muß. Sonst war es ein stiller ehrbarer Haushalt; eine Tochter, die Demoiselle Döbnerin, war noch im Hause, um welche sich der Professor, der sehr viel Arbeit findet, aber geringe Einnahme, wenig kümmert. So lebt er ein Jahr, da erhält er durch einen Bekannten die Nachricht, daß an der Universität Altdorf eine Professur erledigt sei, die er wohl erhalten könne, er müsse sich aber selbst vorstellen. Diese Kunde regte ihn sehr auf, es zieht ihn mächtig nach einer Universität, er hat bis dahin keine Möglichkeit gesehen, jetzt öffnet sich eine Aussicht; aber ihm fehlt das Geld zur Reise, ja, er ist seiner Hauswirtin noch Miete und Kostgeld schuldig, er zergrämt sich lange in der Stille.)

„Die Frau Doktorin, meine Tischwirtin, bemerkte selbst, daß ich seit etlichen Tagen gar nicht die Munterkeit zum Sprechen äußerte, die ihr sonst so wohl gefiel, weil sie dadurch Gelegenheit zu ihren gewöhnlichen Klagen und alten Erzählungen erhielt; dazu schien ich jetzt nicht mehr die Hand zu bieten, vielmehr mich immer zu bald zu entfernen. Sie fragte mich also, was die Ursache wäre? Ich war so be-

troffen, daß ich gestand, ich hätte einen Vorschlag zur Professorur in Altdorf; es erforderne geschwinde Resolution, und ich hätte gar ernstliche Überlegungen zu machen. Diese Anzeige, daß ich bald wegkommen könnte, schien Mutter und Tochter in Aufregung zu bringen, und ich beobachtete nun schärfer, als ich sonst zu tun pflegte. Bis hieher hatte ich an die Tochter, die ohnehin alles im Hause besorgte, und nur selten zugegen blieb, wenn wir abgeessen hatten, weiter gar nicht gedacht, als es gerade die Gesetze der Höflichkeit mit sich brachten; zu dieser Höflichkeit rechnete ich aber weder Handküsse noch gefällige Plaudereien. Die Mutter hatte bei aller lustigen Lebhaftigkeit eine sehr strenge Ordnung für ihre Tochter eingeführt, weil sie mit der freieren Lebensart ihres Geschlechts, die schon damals ziemlich in Coburg herrschte, durchaus nicht zufrieden war. Sie behielt die alten Grundsätze, wornach sie selbst in Saalfeld erzogen worden war; und es gab also wenig Visiten in ihrem Hause, wozu sie auch wirklich nicht viel Zeit übrig hatten: so sehr ordentlich wurde diese Haushaltung von ihnen geführt. Man nannte es freilich Geiz und Genauigkeit; aber für eine Stadt sind solche Haushaltungen gewiß sehr nötig; und jene andern, die so gern Geld vertun, daß sie borgen müssen, sollten wenigstens nicht ihre unentbehrlichen Wohltäter, von denen sie leihen, so übel beurteilen. Ich kannte das ungestörte tägliche Vergnügen, das in diesem Hause herrschte, und fand darin gewiß viel mehr glückliches menschliches Leben als bei vielen andern, wo Glanz oder Geräusch war.

Nun erneuerte sich in mir jede Erinnerung, daß Personen in Coburg mich schon zuweilen gewarnt hatten vor dieser Bekanntschaft, die ich doch so gleichförmig untadelhaft fand. Meine Beobachtungen wurden zusammenhängender, mir schien, als ob ich gern gesehen wäre; nur wenn der Schluss herauskommen sollte: ich will mir durch diese so stille, so tugendhafte Tochter zu helfen suchen, dann entfiel mir das Herz. Wo sollte auf einmal die Wahrscheinlichkeit, dieses zu hoffen, kommen, da ich fast ein Jahr lang bedächtige Unaufmerksamkeit mir hatte zuschulden kommen lassen. Sie hatte schon einen Professor ausgeschlagen, und ich kannte noch andere Proben ihres selbständigen, gar nicht übereilten Nachdenkens, wo manche andere durch den Hang zur Eitelkeit sich leicht würde haben bestimmen lassen. Um so weniger war es wahrscheinlich, daß sie mich nehmen würde, da ich außer mir selbst gar nichts von äußerlichen Vorteilen zeigen oder versprechen konnte. Ich nahm jedoch eine größere Aufmerksamkeit gegen Mutter und Tochter an als bisher, ich kann sagen, immer noch in einer sehr großen Unentschlossenheit.

In dieser Zeit schrieb ich an meine Schwester nach Saalfeld; kläglich genug war der Inhalt dieses Briefes, der um einiger doch nicht sehr großer Schulden willen, blos weil ich kein Geld mir schaffen konnte, mich auf einmal von meiner dortigen Freundin lossagen sollte, die ich noch jetzt mit Grund verehre. Ich war freilich nicht imstande, durch warme Wünsche meine Lage in eine bessere zu verwandeln. Sollte ich in Saalfeld Geld borgen, so hinderte es gewiß mein Vater; wie ich ohnehin nicht

undeutlich gemerkt hatte, daß er immer meine Pläne mir auszureden suchte, und mich ermahnte, ja der Vorsehung durch keine Übereilungen entgegenzutreten. Sehr viele trübe Stunden hatte ich, ehe ich von Saalfeld Antwort erhielt, und noch mehrere, als ich sie bekam, und diese Trennung jetzt ganz richtig und abgemacht war. Ein sehr ernstliches Nachdenken über viele ähnliche Fälle, die meiner Lage entsprachen, beruhigte mich nach und nach, obgleich die Hochachtung gegen jene würdige Person unauslöschlich blieb.

Desto mehr fühlte ich aber meine sehr geringe Stellung; ich geriet also in ein wirkliches Gefühl von Niedrigkeit, und machte mir einen Vorwurf nach dem andern. Deshalb also sollte diese so folgsame, tugendhafte Tochter den Vorzug haben, damit sie so oder so viel Geld für mich ausgeben könnte, woran sie gewiß so wenig als ihre Mutter dachte; denn in dieser Absicht hatten sie mir gewiß die vielen Gefälligkeiten nicht erwiesen; sie sahen mich schon lange dafür an, daß ich meine Neigung für jemand bestimmt hätte; sie erinnerten mich oft so freundlich an Halle, von wo ich den unvergleichlichen Charakter Dr. Baumgartens so oft, so sichtbar, mit ganzer Empfindung ihnen gepriesen hatte; und gerade, weil ich ihnen gegenüber Bescheidenheit und ein lebendiges Gefühl für Halle gezeigt, hatten sie vorteilhaft von mir gedacht und ein dortiges Verhältnis als ausgemacht angenommen. Wie sollte ich sie nun auf einmal von etwas anderem überreden, ohne ihnen selbst offenes Feld für vielerlei mir nachteilige Gedanken und Betrachtungen zu bereiten? Ich allein weiß es, wie mein Gemüt in dieser Zeit ganz darniederlag, wie ganz ohne Mut und Ruhe ich Tage und Nächte zubrachte, bis ich mich unter das allgemeine Gesetz der einzigen höchsten Regierung Gottes bequemen lernte. Mehr als einmal verwirrte mich wieder der starke Zweifel, ob ich auch so wichtig wäre, daß die göttliche Providence sich auf mich erstreckte, ob nicht alle meine Sorge Folge meiner Fehler und meines unüberlegten Verhaltens sei. Kurz, ich konnte diesen drückenden Zustand ebensowenig länger aushalten, als ich in Klagen Zeit zu verlieren hatte. Ich mußte nach Nürnberg melden, daß ich so und so viel Tage vor Petri Pauli gewiß eingetreffen würde.

Und nun schrieb ich zwei Briefe, einen an die Mutter, und an die Tochter den andern, in jenem eingeschlossen, worin ich meine Absicht, aber auch ebenso deutlich meine jetzige Lage entdeckte, mich auf ihre eigene Kenntnis und Beurteilung meiner Grundsäze berief und verließ. Mündlich konnte ich unmöglich so überlegt und klar vortragen, was zusammengehörte. Diesen Brief nahm ich mit mir, da ich abends zu Tische ging, und legte ihn in das gewöhnliche Gebetbuch der Mutter, das immer an seinem Orte lag, so daß der Brief ganz unfehlbar noch diesen Abend in ihre Hände kommen mußte. Ich ließ mir sonst nichts merken, ging aber doch etwas eher weg, als ich zeither immer tat, damit desto mehr Zeit zu dieser Entdeckung und ihrer Beurteilung übrigbleiben möchte. In dem Briefe an die Mutter hatte ich gebeten, wenn es ihr geradehin missfällig wäre, was ich vortrüge, so möchte sie den Brief an die Tochter gar nicht aufbrechen lassen, sondern mir beide wieder

zuschicken und alsdann die Sache meinem zu großen Zutrauen in ihre gute Denkungsart gefällig anrechnen. — Je einsamer ich mich zeither zu halten pflegte, desto tiefere Eindrücke hatten meine ängstlichen, ganz unsteten Wünsche in meiner Seele gemacht; mein Gemüt fing nun an, sich ernstlicher zu Gott zu erheben, in einer tiefen, gänzlichen Unterwerfung, um der Unruhe, die aus einzelnen Dingen und ihrem uns unkenntlichen Zusammenhange entsteht, mehr und mehr durch Vorstellung des Unendlichen los zu werden. Ich empfand das Wachstum meiner Gelassenheit und einer zufriedenen Einwilligung in alle Schicksungen, die ich lange Zeit mir selbst zu verschaffen so vergeblich unternommen hatte.

Es vergingen drei Tage, in denen wir Hausgenossen einander ebenso begegneten, als wenn gar nichts unter uns vorgekommen wäre, worüber Antwort erwartet würde; und ich überredete mich schon, es sei eine gütige Schonung meiner Empfindlichkeit, daß mein Antrag geradezu in Stillschweigen begraben werden sollte, weil man mich der unangenehmen Aufklärung überheben wollte. Wie ich mir auch sonst den Vorwurf machen kann, immer gar zu wenig Gutes für mich gehofft zu haben. Den nächsten Sonntag, es war der 15. Junius des Jahres 1751, wie ich mittags von Tisch gehen wollte, bat mich die Frau Doktorin, diesen Nachmittag eine Tasse Kaffee bei ihr zu trinken. Noch hielt sie alle Mienen so richtig in Ordnung, daß ich nicht viel Vorteilhaftes auch von dieser Einladung mir versprechen konnte. Die nächsten zwei Stunden brachte ich in freier Luft mit Spazierengehen zu, in einer sehr gefassten Stellung meines Gemüts, in Wiederholung vieler schon vorübergewundener Vorstellungen und Wünsche, und in ziemlich großer Betrübnis über meine zunächst schon bevorstehende Reise, die mich nun weit genug von Saalfeld und Halle bringen müßte<sup>15</sup>. Ich kam also nicht eben zu bald wieder zurück, und ging gerade in ihr Zimmer. Sogleich entdeckte ich eine so natürlich ausgedrückte beifallvolle Freundlichkeit in den Augen der Mutter, die mir entgegenkam, daß ich nun gar nicht mehr an dem Erfolge meines Antrags zweifelte, daß aber auch meine ehrerbietige Empfindung sich ebenso sichtbar an den Tag legte, als ich zu reden anfing. Die Gleichheit der Empfindungen, worin wir drei jetzt uns befanden, legte sich gleich kenntlich in unsere Augen, eine Art von Feierlichkeit entstand, alle drei wandten wir uns sogleich dankend zu Gott. Die Mutter legte mir nun die zwei Briefe vor, und fragte. „Gestehen Sie, daß Sie dies geschrieben haben?“ „O ja“, sagte ich und küßte ihr die Hand. Sie küßte mich lebhaft und versicherte mich der zufriedensten Genehmhaltung.

Ihre Tochter verlor sehr bald die bisherige Schüchternheit und schlug jetzt die Augen angenehm auf, weil sie wußte, daß es der Mutter nicht missfiel, und sie ein Recht hatte, sich zu empfehlen. Wir hatten beide keine Romanen-Einleitung gehabt, sie hätte sonst nicht auf mich und die Erlaubnis der Mutter gewartet. Eine für mich so schwere und so wichtige Sache fand also ihren leichten Gang, ohne daß ich irgend einen andern Menschen oder die Künste oder Ränke, womit viele eine Braut berudeten, zu Hilfe genommen hätte.

Es ist nicht nötig, daß ich es erzähle, was mein Gemüt für heiligen schamvollen Dank gegen Gott einschloß, wie sehr ich mich bemühte, diese innere Stille und Ruhe zu behalten bei dem nun entstehenden Gerede über diesen meinen Entschluß.

Der Charakter meiner Braut war für mich gleichsam ausgesucht. Sie hatte eine angenehme Bildung, obgleich die Pocken, die sie schon sehr erwachsen ausgestanden hatte, das übrige Lob der Haut merklich zerstört hatten. Ihre Erziehung war teils unter den Augen der Großmutter und einer vortrefflichen Tante, teils von der Mutter neben ihrem Bruder, durch gehaltene Hauslehrer, besorgt worden. Nach dem Tode des Vaters hatte die Mutter sich und diese Tochter wohl etwas zu sehr in Eingezogenheit gehalten. Sie hatte aber desto mehr in jeder Geschicklichkeit, die ihrem Geschlechte wahre Vorzüge gibt, zugenommen; ihr Urteil war so richtig, daß es die Mutter gemeinlich in häuslichen Einrichtungen ihrem eigenen vorzog. Sie schrieb einen gut ausgedrückten Brief, meist schön und gleich in Sügen, und mit sehr wenigen Fehlern gegen die Orthographie. Hierin übertraf sie alle ihre vielen Verwandten. Geldrechnung verstand sie viel besser als ihre Mutter, und hatte, da sie kaum fünfzehn Jahr alt war, bei langer Abwesenheit der Mutter, einzelne Einnahmen von mehr als 1800 Gulden so richtig berechnet, daß auch gar nichts daran fehlte. Über ihr bisheriges Eigentum aus der Erbschaft eines Onkels in Coburg, das 4000 Gulden und mehr betrug, führte sie schon einige Jahre her ihre eigene Rechnung. Sie hatte tanzen gelernt und trug sich sehr gut, liebte es aber nicht sonderlich; ihren Fuß machte sie sich selbst, sogar vieles von der Kleidung, und stets im Geschmack. Nur wurde diese Belustigung an eigener Hände Arbeit von andern ihres Alters, die daran kein Vergnügen fanden, für eine Folge zu großer Genauigkeit angesehen. Sie war es gewiß nicht, wie ich bald erzählen werde.

Wir gingen nun freilich mehr miteinander um, auch die wenigen Tage, die ich noch übrig hatte, oft spazieren, zumal in ihrem großen Garten auf der Lossau. Da saßen wir zuweilen unter einem Baume, und übersahen die vor uns liegende Stadt. Sie war so aufrichtig, daß sie mir von selbst sagte: „Nun wenden Sie ja einige Bemühungen und Aufsicht auf mich, mir Mängel abzugewöhnen, die ich in der langen Einsamkeit mir zugezogen habe. Ich werde durch meine Ergebenheit vielleicht Ihnen mich empfehlen, und durch mein ganz reines gutes Herz; da wir aber unter viele Leute, zum Teil von der sogenannten großen Welt, kommen, so helfen Sie mir auf, daß ich Ihnen alsdann nicht zum Nachteil gereiche, bis ich selbst richtiger über das Äußerliche urteilen lerne. Denn Sie übertreffen mich an Verstand, an Artigkeit des Sprechens und des Umgangs.“ — Mir wurden die Augen naß über diese Redlichkeit. Sie weinte mit mir; „ob es mich nun reue? ob ich nicht schon lange diese Ihre Mängel erkannt hätte?“

Ich hatte hier die beste Gelegenheit, sie von einer andern Seite zu erheben, indem ich antwortete: „Mit mehr Recht drückt mich die Sorge, daß es Sie selbst reuen möchte, einem Professor Ihre Hand und Herz gegeben zu haben, den Sie bald äußerlich ganz düftig finden werden, ob er gleich arbeitsam sein wird. Und nun

will ich auch Ihnen meine Sorge ganz ohne Rückhalt vorlegen. Sie wissen zwar, daß mein Vater mir nichts geben kann; Sie wissen aber wohl nicht, daß ich Ihnen Haus- und Tischschuld jetzt nicht bezahlen kann, daß ich auch noch manche kleine Schulden am Ende abmachen muß, wenn wir mit Ehren von Coburg wegkommen sollen.'

Sie sah mir zärtlich in die Augen und sagte: „Wenn Sie wirklich keine andern Ursachen haben, betrübt zu sein, so bin ich freilich sehr glücklich, zu sagen, daß ich Ihnen gleich zu helfen instande bin. Denken Sie also an nichts weiter, als mich Ihrer immer mehr wert zu machen, damit ich in Gesellschaft Ihnen keinen Nachteil bringe. Ich bin Herr über mein eigenes Vermögen, wozu ich bisher den Dr. Berger als meinen Kurator zuweilen um Rat frage. Der hält Sie selbst zu hoch, als daß er mir das Geringste in den Weg legen wird, wenn ich Ihnen gern dienen will.“

Und diese uneigennützige, ehrliche Denkungsart hat auch diese würdige Person stets behalten und mich aller Beschämung oder Betrübnis über meine Lage überhoben.

Nun dachte ich auf meine Reise, um nicht zu spät nach Nürnberg zu kommen. —

Zu Nürnberg gibt es noch sehr viele Merkmale eines hohen Altertums, die einen großen Eindruck auf mich machten. Der Prediger Birkmann bei der Egidienkirche hatte mir gütig angeboten, bei ihm Quartier zu nehmen; ich wurde überaus liebreich aufgenommen und bekam eine Stube ganz oben, worin seine Bücher stunden; welche Nachbarschaft mir sehr nützlich war, indem ich des Abends einige Nachrichten von Nürnberg selbst aufsuchte, um nicht in allen Dingen so gar fremd zu sein. Sobald als möglich ließ ich mich den Herren des Rats auf dem ansehnlichen Saale des Rathauses vorstellen, zu einer Stunde, da sie eben auf einige Minuten aus ihren besondern Zimmern auf den Saal traten. Der große Eindruck dieses sehr ansehnlichen Gebäudes und viele mir ganz ungewohnte Umstände taten eine gute Wirkung auf mich, daß ich mit Rührung und Modestie zum erstenmal eine Parrhesie zu meiner angelegentlichen Empfehlung anwendete, welche mir den gnädigen Beifall dieser sehr verehrungswürdigen Personen erwarb. Herr von Ebner, dessen eigene Gelehrsamkeit und große edle Denkungsart jedermann mit Hochachtung erfüllte, ließ mir nachher noch sagen, daß er mich des Nachmittags in seinem Hause erwarten würde. Ich suchte die Stille meines Gemüts wieder zu gewinnen, um durch das viele Unerwartete so wenig als möglich zerstreut zu sein und diese Aufwartung desto mehr zu meinem Vorteil zu benutzen. Da dieser Herr fast gar nicht sehen konnte, so entging mir schon viel Beistand, indem ich durch eine ungekünstelte modeste Stellung, die ich stets liebte, mir sonst manchen Eingang verschafft hatte, sogar bei Personen, die vorher wider mich eingenommen gewesen waren. Nachdem ich einige Minuten gestanden und meine wahre dankvolle Empfindung in den besten Sätzen meiner Rede ausgedrückt hatte, die wenigstens den Schwulst ebenso sehr als das Alltägliche vermied, so sagte er: „Herr Professor,

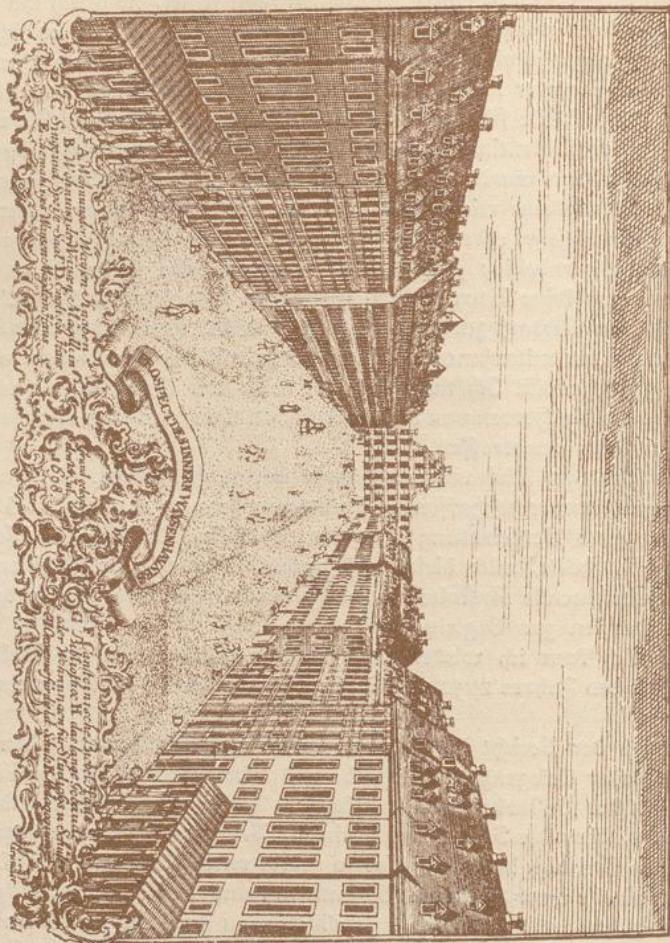
Ihre Stimme und Rede gefällt mir so wohl, daß ich es sehr bedaure, Sie nicht mit meinen Augen genauer anschauen zu können. Sezen Sie sich her zu mir; ich muß doch allerlei mit Ihnen reden. Der große Mann, den wir verloren haben, Professor Schwarz, hat Sie insbesondere an mich recht vertraulich empfohlen, während es freilich an vielen Kompetenten der Stellen nicht fehlet, die durch ihn erledigt worden sind.<sup>15</sup> Nun kam er auf meine *Miscellaneas lectiones*, davon er sich hatte vorlesen lassen, und fragte so viel einzelnes, daß die Unterredung einem Examen sehr ähnlich war. Endlich sagte er mit kenntlicher Freude: „Sie sind gerade mein Mann; wo ich hin will, da sind Sie schon. Ich wünsche herzlich viel Glück für Sie und für Altdorf.“ Darauf ließ er Tridentiner Wein bringen, und der Diener mußte das Glas nicht leer stehen lassen. Nun wurde er so gnädig, da ich aufstand, daß er sagte: „Kann ich für Sie sorgen durch eine reiche Heirat, so sagen Sie es jetzt gerade heraus.“ Ich küßte ihm die Hand sehr ehrerbietig, legte die Augen darauf und sagte mit großer Empfindung geradehin: „Ich danke.“ — „Um desto lieber ist es mir,“ sagte er, „wenn Sie gar keine Unruhe des äußerlichen Lebens mehr haben.“ Er befahl mir, wenn ich von Altdorf zurückkäme, nochmals bei ihm anzufragen, indem er mich in seinen Garten mitnehmen und noch mehr mit mir verabreden wollte; was auch nachher geschehen ist. Ich muß sagen, eine so edle Herablassung und tätige Wertschätzung, als die Herren von Nürnberg ihren Gelehrten stets erweisen, habe ich sonst nicht oft wieder angetroffen.

Der Prediger Birkmann reiste mit mir nach Altdorf. Unterwegens fand ich für sehr gut, dem rechtschaffenen Manne zu erkennen zu geben, daß Herr von Ebner für meine gute Verheiratung habe sorgen wollen, daß ich aber schon in Coburg nötig gehabt hätte, mich dieser und anderer Sorgen zu entledigen, daß also alle andere gutmeinende Anstalten unnötig wären. Indes hatte ich doch eine Menge neuer Gedanken zur Begleitung.

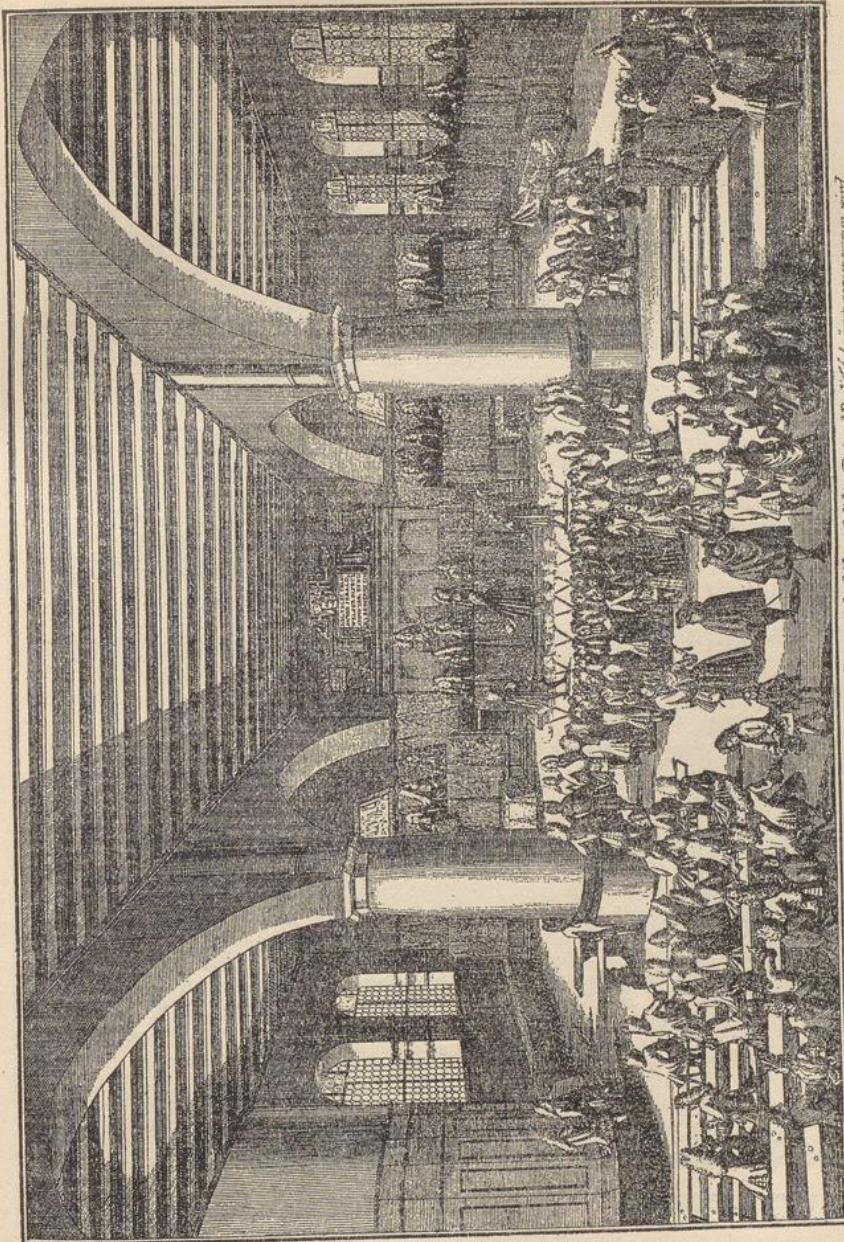
Glücklich kam ich wieder nach Coburg und brachte die Vokation mit. Den 26. August des Jahres 1751 wurde mir die liebenswürdige Döbnerin in der Sakristei angetraut.<sup>16</sup>

Soweit der Bericht des Gatten, der im weiteren Verlauf seiner Lebensbeschreibung bei jeder Gelegenheit seine Liebe und Bewunderung für die Frau seiner Wahl ausspricht, der Gestorbenen eine besondere Lobschrift verfaßte. Leider ist kein Brief erhalten, welchen die Frau Professorin als Braut an ihren künftigen Herrn richtete, und dessen Stil von dem Professor so gelobt wird. Aber aus demselben Jahre 1750, aus dem Kreise ihrer Coburger Bekannten, kann ein Liebesbrief mitgeteilt werden<sup>16</sup>, der, wie man annehmen darf, ziemlich genau den Stil der Demoiselle Döbnerin wiedergibt, dieselben herkömmlichen Formen und die künstliche Zärtlichkeit, hinter welcher nur zuweilen die warme Empfindung eines Menschenherzens fühlbar wird. Dieser Brief einer Braut an ihren Bräutigam in Coburg lautet also:

„Mein auserwähltes Herz! Gleich wie ich nicht zweifle, mein gesiebtes Kind werden die heiligen Weihnachtsfeiertage in allem erwünschten Wohlsein zurück-

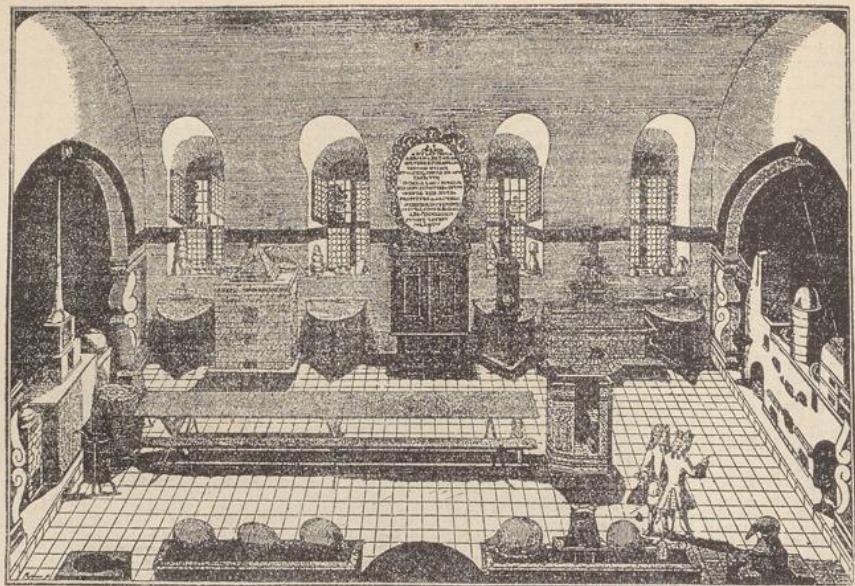


Maienhaus Halle. Innenhof. 18. Jahrhundert.  
(Kupferstich aus: Beschreibung des Hallischen Maienhauses und der übrigen damit verbundenen  
Grundstichen Stiftungen. Halle, 1799.)

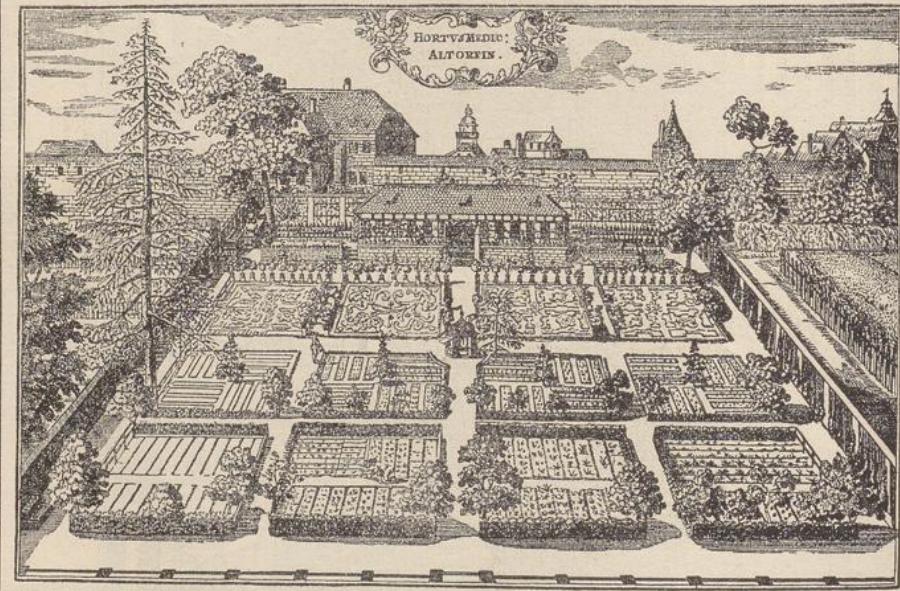


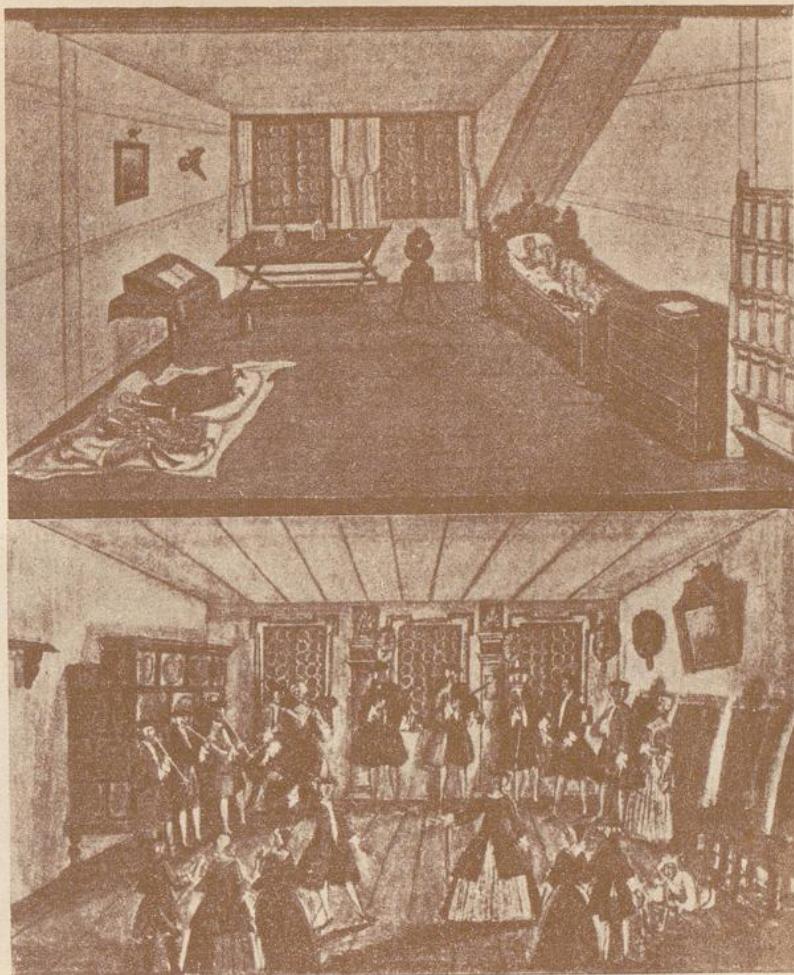
Das Auditorium Majus in Altdorf mit einem Acte Doctorali des Zahlen-Mathematicus und Buch-Gedächtniss vergrössert serviz.  
— 18. Jahrhundert.

Doctorpromotion. Universität Altdorf. 18. Jahrhundert. (Kupferstich von J. G. Buldner.)



Chemisches Laboratorium der Universität Altdorf. Um 1700. (Kupferstich.)





Botanischer Garten der Universität Altdorf. 18. Jahrhundert.  
(Kupferstich aus: J. Baier, Ausführliche Nachricht von der Nürnbergischen Universität  
Stadt Altdorf. Altdorf, 1717.)

Studentenbude. — Tanzunterricht in Altdorf. Um 1740.  
(Guaschemalereien aus dem Stammbuche des Christoph Jacob Pfund. — Germanisches  
National-Museum, Nürnberg.)



„Studenten-Möbel“. Um 1760.  
(Spottbild. Guaschemalerei aus dem Stammbuche des Rostocker Studenten Johann Georg Haase. — Rostock, Universitätsbibliothek.)



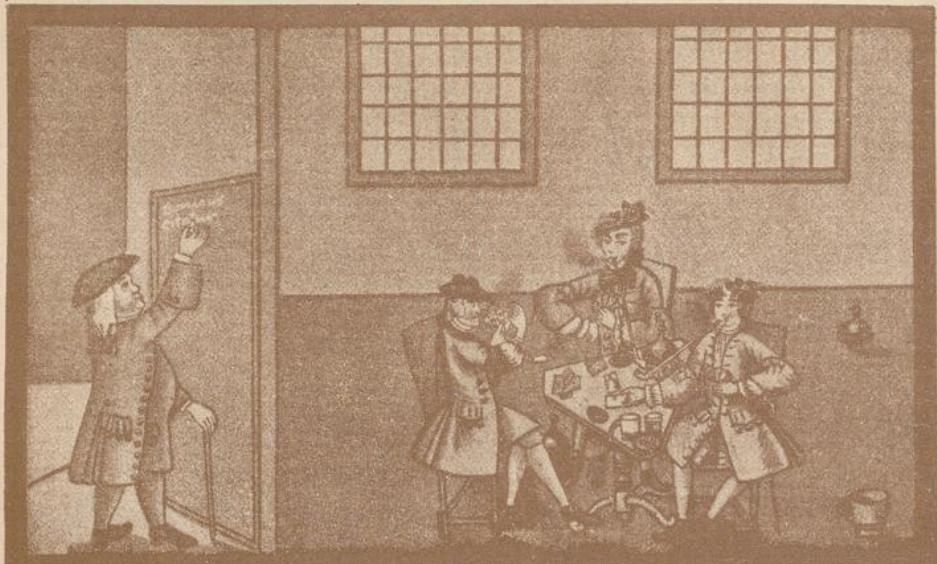
Der Tanzende Student.

Es kann ein Muson-Sohn nicht immerfort studieren,  
er muß bestehen fern galant sich aufzuführen,  
däß über Jöset ihm sein eigner Witz nicht ein,  
das Tanzen wird kuern der heile Meister sein;

Dieß unterrichtet uns den Leib geschickte zu regen,  
Es bringet uns die Kunst des Frauen-Polks zu wegen.  
Ein Mensch in höflichkeit und Tanzen-wel geht,  
macht sich bey jedermann in dieser Welt beliebt.

Tanzunterricht.

(Kupferstich aus: Dendrino, Abschildderung des akademischen Lebens. Nürnberg,  
[um 1725].)



Der keinen Einlaß erhaltende Pedell zitiert einen Studenten vor den Universitätsrichter  
durch Kreideaufschrift an der Stubentür. 1736/37.  
(Guastchemalerei aus dem Stammbuche des Rostocker Studenten Georg Hermann Richerz.  
— Freiherrlich von Lipperheide'sche Kostümbibliothek, Berlin.)

Einzeldruck des „Landesvater“-Liedes. (Würzburg. Um 1790.)

(Die Bezeichnung „Landesvater“ hat das alte, beim Brüderschaftstrinken gesungene Studentenlied nach einer den Landesherren lobpreisenden Strophe erhalten. Beim Absingen des Liedes wurden mit dem Degen die Hütte durchstossen. Allmählich wurden die ursprünglichen drei Strophen durch zahlreiche Stegreifstrophen erweitert, die Inhalt und Sinn des Liedes stark vergröberten. Erst im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts wurde das Lied gedruckt; seine erneuerte edlere Fassung gab ihm 1871 der Kieler Student August Niemann in seinem „Vaterlandsliede“.)



Pörsche Edinet,  
Sauft und schwärmet,  
Nur vermeidet Zanc und Streit ;:  
Lasset die Philister lachen,  
Lässt sie saure Minen machen,  
Pereat, der es verbeut. ;:  
Grain und Sorgen,  
Spahrt bis morgen,  
Pact den ganzen Plunder ein. ;:  
Geht Philister, Lumpenhunde,  
Marche mit euch zu dieser Stunde,  
Weil wir Pörsche lustig seyn. ;:  
Junge lauffe,  
Geh' und kauffe,  
Mir den raresten Taback, ;:  
Hohl die asterrängsten Pfaffen,  
Kurz vom Rumpf und lang an Reissen,  
Und beschmiere sie mit Lack. ;:  
Landes Vater,  
Schutz und Räther,  
Es leb mein Fürst Franz Ludwig, hoch. ;:  
Ausbund anserlesner Prinzen,  
Herzog fränkischer Provinzen,  
Macht, Ehr, Höheit kröne Ihn. ;:



Pro Salute Franconicorum,  
Pro Salute Patriæ,  
Pro salute horum Amicorum,  
Nec non Amicitia.  
Pro salute Jure Consultorum.  
Pro salute Jurisprudentiæ. &c. &c.  
Universitatis Julio - Ducalis,  
Nec non omnium Virginum.  
Accipio Clasellulum, Siccine tenendum,  
Trillificandum, Deprimendum,  
Altius tollendum, Circumferendum,  
Ad Os movendum,  
Atque exhibendum funditus.  
(*Hic Bibitur, & insonat deinde Chorus,*)  
Vivat Noster N. N.   =   =

= = iana Musæ, = =

Vivat, Floreat, Crescat,  
Atque vos vivatis invicem,

*Chorus:* Atque nos vivamus singuli, &c.

Will mir Minerva nicht,  
So mag Bellona rathe,  
Ich ehre Wissenschaft,  
Und schätz auch die Soldaten;  
Es leb mein Fürste hoch,  
Das Hochstift schließ mit ein,  
Dies soll bey Bier und Wein,  
Mein einzige Labung seyn.

Herr Bruder Trinke einmal,  
Läß deine - - - leben,  
Sie wird zum Gratal.  
Dir, was du wünschest geben;

Und

Und bist du denn fidel,  
So dencke dies dabey,  
Dass an Fidelite,  
Dein = = Ursach sey.

So leb dann jenes Kind,  
Ich trinckt auf Ihr Vergnügen,  
Und werd im Trunde selbst,  
Den Saufgott unterliegen,  
Ich sehe demnach an,  
Ihr Freunde ruffet aus.;  
Es leb mein Mäd'gen hoch,  
Sie, und ihr ganzes Hauss.

OK 2.2 X

Grang Karl Ludwig, Du sollst leben,  
(Euch als Freunde schlies ich ein.)  
Mäd'gen die mir Küsse geden,  
Soll dies Glas gereihet sehn.  
mit den = Haaren,  
Lebe, weil du redlich bist;  
Bis uns einst nach spaten Jahren,  
Tief ein finstres Grab umschließt.  
Bruder auf Dein Wohlergehen,  
Sey Dir dieses Glas gebracht,  
Euere ) Freundschaft soll bestehen,  
Unsere )  
Bis der Tod ein Ende macht.  
Alle die hier seyn, Sollen Zeugen seyn,  
Alle die hier seyn, Schliessen wir mit ein,  
=: Bruder :;

Thränen könnt ich zwar vergiesen,  
Doch dies wär nur Tändeleyn;  
Unser ) Blut soll für dich fiesen,  
Selbst mein )  
Zum Beweisthurn <sup>{unser}</sup> <sub>{meiner}</sub> Treu,

Selbst

Selbst mein Blut ließ ich,  
Wester Freund für Dich,  
Sterb ich denn für Dich,  
O wie froh sterb ich, :;

Thränen :;

Auch mein Mäd'gen,  
Meine Schöne,  
Leb den jeden Pursche Schmaus, :;  
Ausburg auserlesner Jugend,  
Leiz für meine Jugend,  
Sie soll leben, und Ihr Haus. :;

Ein reiches Weib macht alles gut. u. u.

Es leb der Herr Bruder N. auch wohl,  
Ein : : der Ihm schimpfen soll.  
So lang wir Ihn nuc kennen,  
Woll'n wir Ihn Bruder nennen,

Es leb :;





Absingen des „Landesvaters“. Um 1790.  
(Guaschemalerei eines Studentenstammbuches im Besitz der Stadt Gießen.)

gelegt haben, so hoffe, daß der gütige Gott mein sehnliches Bitten in Gnaden erhören und meinen Geliebten mit so viel Gesundheit, Segen und allem Vergnügen in reichem Maß überschütten wird, daß beständig Ursach haben möge, ihn dafür zu preisen. Zu dem bevorstehenden Jahreswechsel gratuliere ebenfalls und will meinen aufrichtigen Wunsch von Grund des Herzens in diesen wenigen Worten ausdrücken: Höchster, höre mein Gebet! nimm, mein liebstes Kind zu sparen, doch die Hälfte meiner Zeit, lege sie zu seinen Jahren; so wird auch mein zeitlich Wohl, das durch seine Güte keimet, bald des Segens reife Frucht, ob gleich Neid und Missgunst schäumet.

Mein Herz haben mir mit Deren angenehmem Schreiben ein grosses Vergnügen verursacht, da ich gesehen, daß sich Dieselben Deren häufige Verrichtungen, welche mich leicht vergessend machen können, nicht abhalten lassen, an mich gütigst zu gedenken, deswegen Ihnen meinem Geliebten den allerverpflichtetsten Dank abstatte. Dieselben beliebten in Deren Wertem zu erwähnen, daß die Ringe fertig, es stand aber nicht dabei, was ich dafür zu bezahlen schuldig, ich erwarte daher mit nächstem eine gefällige Nachricht sowohl dieserwegen, als auch vornehmlich den Herrn Schwager Konsulanten betreffend.

Finden mein geliebtes Vergnügen sonsten etwas, das ich zu wissen oder be- sorgen nötig habe, so belieben es Dieselben nur frei und aufrichtig zu melden, es soll mir dero Befehl allzeit zu einer Vorschrift dienen. Bei der hochwertesten Frau Mama und Frau Schwester machen mein Herz bei dieser Jahresveränderung meine gehor- same Gratulation, und bitten mir ohnschwer Deren geneigtes Wohlwollen ferner aus. Mein Papa und Mama lassen ebenfalls ihr Kompliment vermelden und Ihnen alles beglückte Wohlergehen in ungestörter Zufriedenheit zu geniessen an- wünschen. Mir erwarten mit grösstem Verlangen eine gefällige Antwort, und mein Papa ist desto begieriger, solche zu erhalten, weil er das letzte Schreiben der Mama selber diktiert; mich plaget selbst die Neugierigkeit, zu vernehmen, wie Dero Reso- lution diesfalls ausfallen wird. Anbei nehme ich mir die Erlaubnis, Ihnen, mein Herz, etwas Schlechtes von meiner Arbeit zu einem Leibchen beizulegen, mit der ergebensten Bitte, nicht auf den geringen Wert der Sache, sondern auf die auf- richtige Meinung zu sehen; denn ich versichere, daß nicht so viel Stiche darin be- findlich, als gute Wünsche für Dieselben dabei abgeschickt. Schliesslich bin mit be- ständig währender Hochachtung

meines Herzlichgeliebten

Hof, 29. Dezbr. 1750.

treuergabe

A Monsieur, Monsieur .... à Coburg.

C. C. K."

So vorsichtig, förmlich und geschnörkelt war damals das geschriebene Liebes- wort eines treuen fränkischen Mädchens, auch der lieben Frau Professor Semler.

Wenn man aber ihn, Johann Salomo Semler selbst, den Vater der modernen Theologie, lange Zeit ein hochgeehrtes Haupt seiner Universität, der in seiner

Wissenschaft den ältern Zeitgenossen ein kühner, waghalsiger Mann war, wenn man ihn mit dem Maßstabe messen wollte, den unsere Zeit an die Hand gibt! Weil er kein Reisegeld und in Coburg einige Schulden hat, verfällt er in schweren innern Kampf, beschließt zu heiraten, kündigt seiner Freundin in Saalfeld das Verhältnis und bewirbt sich um die Tochter seiner wohlhabenden Hauswirtin, die ihm bis dahin ziemlich gleichgültig war. Vergleichen wäre in unserer Zeit, mild gesagt — kläglich. Und doch, als der bejahrte Professor der Theologie diesen Bericht der Öffentlichkeit übergab, da hat er offenbar vorausgesetzt, daß sein Verhalten ihm in den Augen der Zeitgenossen nicht zur Unehrere gereichen werde. Es ist kein Grund, zu bezweifeln, daß die Freunde seiner Jugend genau ebenso empfanden, vielleicht etwas weniger gewissenhaft. Welches Recht hatte, als er jung war, das Herz eines armen Gelehrten gegenüber der kalten tyrannischen Welt? Noch wenig. Was war der Zweck und Inhalt seines Lebens? Lernen und arbeiten vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht, um sein mühsam erworbenes Wissen in andere Seelen zu gießen, das Wichtige und Neue, was er ergrüßelt, erspäht, erdacht, durch Schrift und Lehre auszubreiten. Darin lag seine höchste Pflicht und Ehre, der Zweck und Stolz seiner Erdentage; sein Privatleben mußte sich dafür fügen und schicken, wie es gerade ging. So empfand nicht der brennende Ehrgeiz weniger, es war eine allgemeine Empfindung wie bei Semler, in vielen Hunderten, welche hungerten, sich vor Mächtigen beugten und ihren Glauben wechselten, um für ihre Wissenschaft leben zu können. Das ist gar nicht gross, aber es ist immerhin Sehnsucht nach dem Größten, es ist das alte deutsche Bedürfnis, sich für etwas hinzugeben, was unendlich wertvoller ist als der einzelne. Kommt zu solchem Sinne einmal sichere Manneskraft und das Gefühl, ein Herr auf der Erde zu sein, so mag wohl etwas daraus entstehen, was alle Folgezeit gross und gut nennt.

